

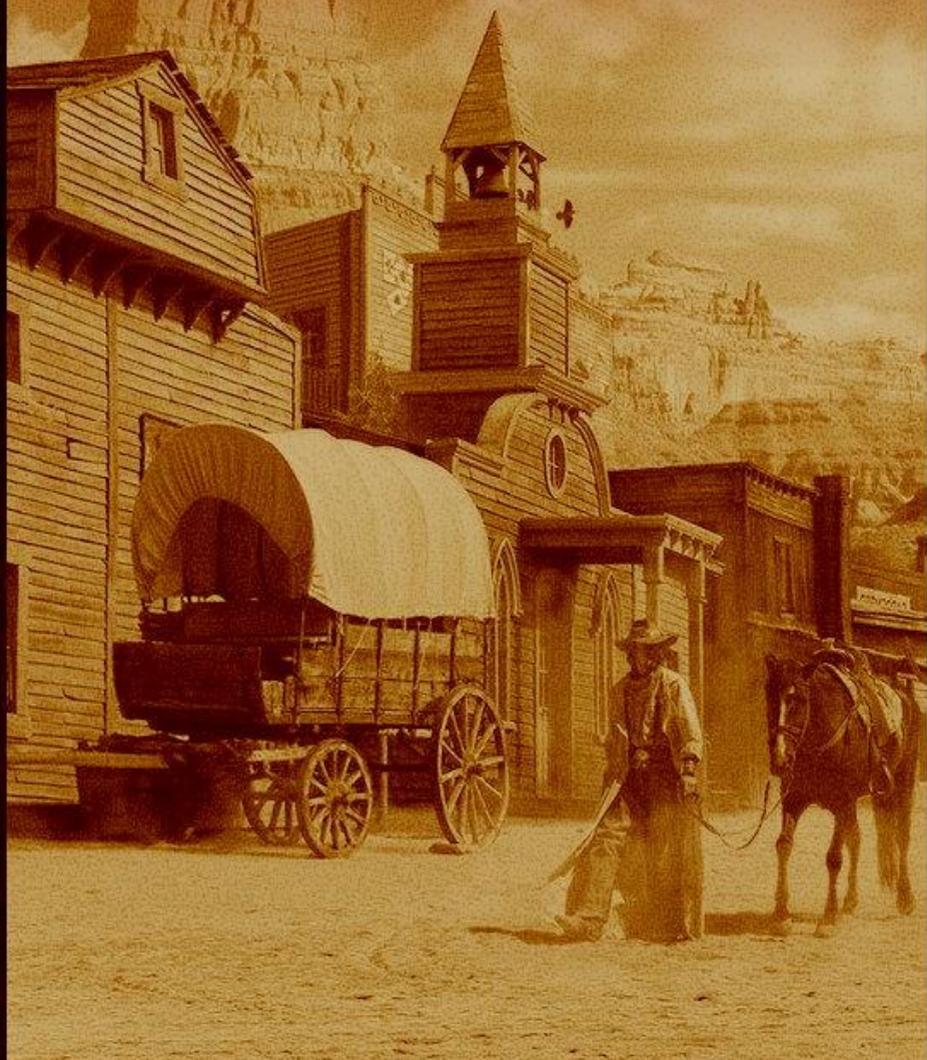


C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 51

Inferno in Baytown



WESTERN SERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Inferno in Baytown

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2022 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2022 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

INFERNO IN BAYTOWN

Es war morgens, kurz vor halb vier in der Früh.

In Baytown, der kleinen Hafenstadt am Golf von Mexiko, schlief noch alles.

Fast alles, denn in einem Lagerschuppen abseits der Piers herrschte bereits geschäftiges Treiben.

Drei Männer hatten über der Ladefläche eines hochrädigen Frachtwagens einen zweiten Boden eingezogen und waren jetzt dabei, mehrere flache Kisten in dem geschickt getarnten Hohlraum des Fuhrwerks zu verstecken.

Ein vierter indessen spannte die Zugpferde an.

Die Männer arbeiteten schnell.

Der Wagen musste beladen und aus der Stadt gebracht werden, noch bevor die Sonne aufging und die ersten Menschen auf den Straßen waren.

Die vier hatten es eilig und erledigten ihre Arbeiten deshalb im Laufschrift. Sie bemerkten nicht, dass draußen ein halbes Dutzend Reiter auf die Straße zum Hafen eingebogen war und sich langsam ihrem Schuppen näherte.

Vor dem Tor angekommen zügelten sie ihre Pferde und blickten sich suchend um.

Aber bis auf eine fette Ratte, die fiepend an der Kaimauer entlang huschte, war niemand zu sehen.

Auf ein Handzeichen des vordersten Reiters hin glitten er und vier der Männer von ihren Pferden. Ein weiteres Handzeichen und jeder von ihnen holte einen Mehlsack aus der Tasche seines Staubmantels, in den zwei Schlitze als Augenlöcher und einer für den Mund geschnitten waren, zog ihn sich über den Kopf und stülpte sich dann seinen Hut darüber.

Dann nahmen die fünf ihre Gewehre aus den Scabbards, während der sechste, der immer noch im Sattel saß, sich die Zügel schnappte und alle Pferde wortlos in eine nahe Seitengasse führte.

Drinnen, im Schuppen hatte man sie immer noch nicht bemerkt.

Auch dann nicht, als der Anführer der maskierten Männer eine der beiden Flügeltüren des Schuppentors aufdrückte und seine Begleiter mit dem Finger am Abzug ins Innere huschten.

Danach ging alles sehr schnell.

So schnell, dass die vier Männer im Schuppen nur noch Zeit fanden, zusammenzuzucken und die Arme zu heben, als sie eine raue Stimme dazu aufforderte.

»Hände hoch und an die Wand!«, rief einer der Eindringlinge.

»Weg von dem Wagen! Los, nun macht schon!«, befahl ein anderer.

Die Männer im Schuppen kamen dieser Aufforderung nur zögernd nach.

Unterdessen war der Maskierte, der ihnen befohlen hatte, die Hände zu heben, an den Wagen herangetreten. Mit der einen Hand zerrte er eine der Kisten aus dem versteckten Hohlraum und ließ sie zu Boden fallen, während er mit der anderen sein Gewehr hielt. Dann zertrümmerte er mit dem Kolben der Waffe den Kistendeckel, warf einen kurzen Blick auf den Inhalt und wuchtete die Kiste mit einem zufriedenen Grunzen wieder auf den Wagen.

»Okay, wir haben, was wir wollen. Macht das Tor auf, wir verschwinden.«

Seine Begleiter lachten erleichtert.

Zwei von ihnen gingen los, um das Eingangstor so weit zu öffnen, damit der Wagen hindurchfahren konnte, während ein Dritter auf den Kutschbock des Fuhrwerks kletterte und die Zügel hochnahm.

In diesem Augenblick reagierten die Männer, die überfallen worden waren. Sie wollten sich nicht so einfach ausrauben lassen. Zu viel stand auf dem Spiel.

Der Inhalt der Kisten war ein Vermögen wert.

Der Erste von ihnen griff zum Colt, danach der Zweite.

Schüsse peitschten, einer der Maskierten taumelte, danach krachten deren Waffen.

Ihre Gewehre und Schrotflinten leisteten ganze Arbeit. Die Männer im Schuppen hatten aus dieser Entfernung nicht die geringste Chance. Die Schussdetonationen war noch nicht verklungen, als alles längst vorbei war.

Pulverdampf zog in ätzenden Schwaden durch den Schuppen.

»Worauf wartet ihr noch?«, schrie der Anführer der Maskierten.

»Fahr los!«, rief ein anderer dem Mann auf dem Bock des Frachtwagens zu.

Der Kutscher nickte und ließ die Peitsche knallen. Die Zugpferde schnaubten, stemmten sich ins Geschirr und der Wagen machte einen wilden Satz nach vorne. Das Fuhrwerk schoss wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil aus dem Schuppen, während draußen ihr Komplize mit den Pferden aus der Seitengasse heraus auf sie zugeritten kam.

Indessen flammten in den umliegenden Straßen die ersten Lichter auf und Stimmen waren zu hören.

*

Zum Zeitpunkt des Überfalls hatte Jeff Holden nebenan im Anbau des Lagerschuppens in seinem Bett gelegen, die Decke bis zur Nasenspitze hochgezogen. Er hatte die vergangene Nacht damit zugebracht, zusammen mit dem Kapitän des Frachters, der seine Sendung vorbei an den Hafenbehörden geschmuggelt hatte, eine Flasche Whisky zu leeren.

Normalerweise war das nicht seine Art, aber diesmal war alles anders.

Diesmal war die Lieferung bedeutend größer als sonst und sie war ein Vermögen wert. Gewiss waren auch all die vorangegangenen Sendungen äußerst wertvoll gewesen, aber diesmal stand eine Summe im Raum, die selbst ihm, dem ungekrönten Schmugglerkönig vom Golf von Mexiko, Schnappatmung verursachte.

Darum war es auch nicht bei der einen Flasche geblieben und darum lag Jeff Holden bis zum Beginn der Schießerei wie tot in seinem Bett. Als die Hölle in dem nebenan liegenden Lagerschuppen losbrach, fiel Holden ob der krachenden Schussdetonationen vor Schreck fast aus dem Bett. Wie von der Tarantel gestochen fuhr er hoch, sah sich einen Moment lang irritiert um und schwang dann die Beine aus dem Bett.

Es dauerte nur Sekunden, bis Holden den Schnaps aus seinem Schädel geschüttelt und sich angezogen hatte, dann stürzte er wie von Furien gehetzt aus dem Anbau heraus und rannte mit dem Colt in der Hand auf den Schuppen zu. Als er das offen stehende Tor erreicht hatte, blieb er so abrupt stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gerannt.

Von Entsetzen geschüttelt starrte er ungläubig auf die grauenhafte Szenerie, die sich seinen Augen darbot. Es war ein Bild, das ihn mit einem Schlag nüchtern werden ließ.

Seine Männer lagen mitten im Schuppen wie übergroße

Puppen aufeinander. Es schien, als hätte das Kind eines Riesen das Interesse an seinem Spielzeug verloren und es deshalb achtlos auf den Boden geworfen.

Das Schrecklichste an dem ganzen Anblick aber war das viele Blut.

Überall war Blut, auf dem Boden, an den Wänden, an der Decke, es hatte den Anschein, als hätte jemand mehrere Eimer mit roter Farbe über die Toten geschüttet.

Holden schluckte würgend, um die aufsteigende Übelkeit aus seinem ohnehin malträtierten Magen zu unterdrücken. Es dauerte einen Moment, bis er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte.

Aber dann handelte er, entschlossen und überlegt wie immer.

Als Erstes verschloss Holden das Schuppentor.

Er wusste genau, dass er erledigt war, wenn jemand die Leichen in der mit Schmuggelware vollgepackten Lagerhalle entdeckte, und löschte deshalb auch sofort alle Lampen bis auf eine.

Schnell begann er sich umzusehen, obwohl er bereits wusste, dass mit dem Frachtwagen und der Ladung das Wertvollste in dem Schuppen bereits fehlte. Er war gerade dabei, einen Blick auf die Flaschen mit dem geschmuggelten kubanischen Rum zu werfen, als plötzlich ein schwaches Stöhnen an sein Ohr drang.

Holden drehte den Kopf und richtete seinen Blick augenblicklich auf die Toten.

In einem dieser regelrecht in Stücke geschossenen Körper schien es tatsächlich noch so etwas wie Leben zu geben. Mit einem weiten Satz brachte sich Holden an die Leichen.

Tatsächlich, einer der vermeintlichen Toten hatte die Augen

weit aufgerissen und stöhnte.

Eine Schrotladung hatte seinen Brustkorb zerfetzt, der gesamte Oberkörper des Mannes war eine einzige, blutbesudelte Wunde.

Es war ein Wunder, das er noch lebte.

»Adam!«, stieß Holden hervor und rammte den Colt ins Halfter.

Dann beugte er sich vor, umfasste den Kopf des Schwerverletzten und hob ihn ein wenig an.

Er konnte deutlich sehen, das Adam Farrow nur noch wenige Augenblicke zu leben hatte, deshalb musste er den Mann unbedingt einige Dinge fragen, bevor er starb.

Wichtige Dinge, die entscheidend für seine weitere Zukunft waren.

»Kannst du mich verstehen?«, fragte er eindringlich.

Adam Farrow röchelte und verzog das Gesicht.

Er versuchte zu nicken, was sein zerschossener Körper jedoch sofort mit einem furchtbaren Zucken quittierte.

»Wer hat das getan?«, zischte Holden.

Er wusste, dass es nur noch eine Frage von Sekunden war, bis ihm Farrow unter den Händen wegstarb. Er musste aber vorher noch unbedingt wissen, was passiert war und ob er einen der Männer, die für dieses Massaker verantwortlich waren, erkannt hatte. Danach konnte Farrow ruhig sterben. Er war nicht besonders wichtig, er war nur ein kleines Rädchen in der Organisation.

»Ich ... ich weiß es nicht«, sagte Farrow mit einem kaum hörbaren Flüstern.

Holden brachte sein Ohr nahe an die Lippen des Schwerverletzten.

»Hast du wenigstens einen von diesen Scheißkerlen er-

kannt?«, zischte er drängend.

Farrow nickte kaum merklich.

»Yeah, Klapperschlangen Charly war einer von denen.«

»Bist du dir da sicher?«

»Absolut«, presste Farrow mühsam hervor. »Die Kerle waren zwar alle maskiert, aber ich habe seine Hände gesehen. Ich kenne keinen Mann in diesem Land, der sich auf seine Handrücken Klapperschlangen hat tätowieren lassen. Es war Charly, ich habe die Schlangen auf seinen Händen deutlich gesehen. Ich ...«

Was Adam Farrow sonst noch sagen wollte, blieb für immer sein Geheimnis, anstelle weiterer Worte kam nur noch Blut aus seinem Mund.

Dann sackte sein Kopf zur Seite.

Jeff Holden erhob sich.

Harte Linien hatten sich in sein Gesicht gegraben, er wusste nun, wo er die Mörder zu suchen hatte.

Bevor er weiter darüber nachdenken konnte, schreckten ihn schrille Schreie aus seinen Gedanken.

Überall im Hafen waren plötzlich Stimmen zu hören und das Stampfen genagelter Stiefelsohlen auf den Pflastersteinen am Kai.

Holden handelte augenblicklich.

Er wusste genau, das seine Tage in Baytown nach diesen Ereignissen gezählt waren, aber das schreckte ihn nicht.

Der Schuppen in der kleinen Hafenstadt war nur einer von vielen Außenposten, die er an der Küste von Texas unterhielt. Sein eigentliches Hauptquartier lag schon seit Jahren in Matamoros, in Mexiko. Dort war er vor dem Zugriff der texanischen Behörden sicher und von dort aus würde er auch dafür sorgen, dass die Männer, die den Überfall zu verantworten

hatten, für ihre Tat büßen sollten. Niemand nahm Jeff Holden ungestraft etwas weg, selbst wenn es sich dabei nur um einen Hosenkнопf handelte. Wenn er auf diesen Überfall nicht umgehend reagierte, konnte er seinen Laden gleich dicht machen.

Holden ging auf das Regal mit den geschmuggelten Rumflaschen zu, neben dem ein Blechkanister mit Petroleum für die Lampen stand. Hastig schraubte er den Verschluss ab und übergoss die Toten und die eingelagerte Schmuggelware mit der gelblichen Flüssigkeit. Dann holte er ein Streichholz aus seiner Hosentasche und riss es an der rauen Holzwand des Schuppens an.

Es zischte und das Schwefelköpfchen flammte augenblicklich auf.

Einen Moment lang starrte Holden auf das flackernde Flämmchen. Es tat ihm in der Seele weh, den Schnaps und all die anderen Dinge den Flammen zu überlassen. Aber es ging nicht anders, dachte er seufzend und ließ das Streichholz auf den petroleumgetränkten Boden fallen.

Holden wandte sich um und verließ den Schuppen durch einen Seitenausgang, während sich die Flammen hinter ihm rasend schnell ausbreiteten. Er war davon überzeugt, dass, noch bevor jemand den Schuppen betrat, das Petroleum zusammen mit dem hochprozentigen Schnaps dafür sorgen würde, dass es keinerlei Hinweise mehr dafür gab, dass er hier Schmugglerware eingelagert hatte. Die Einzigen, die davon wussten, waren tot und Tote interessierten sich für solche Ware nicht.

*

»Sie sehen etwas blass aus, Marshal Crown«, sagte Richard Coke mit scheinbar väterlicher Sorge. »Sie sollten vielleicht einmal ein paar Tage ans Meer fahren. Die Luft dort wird Ihnen bestimmt gut tun.«

Tief in Jim Crowns Innerem begannen augenblicklich die Alarmglocken zu läuten.

Der US-Marshal war schon viel zu lange in Gouverneur Cokes Diensten, um zu wissen, dass sich dieser keinesfalls um seine Gesundheit sorgte, sondern ihn lediglich auf einen neuen Fall einstimmen wollte.

Unbehagen machte sich deshalb in ihm breit, je länger ihn der Gouverneur musterte und sich dabei durch seinen Bart strich. Jim kannte Cokes Blicke ganz genau, wenn es wieder einmal um einen vertrackten Fall ging, den keiner übernehmen wollte.

»Also was ist?«, unterbrach Coke seine Gedankengänge. »Was halten Sie von meiner Idee?«

»Wo ist der Haken?«

»Was für einen Haken?«

Jim seufzte. »Bei allem Respekt, Sir. Aber immer, wenn ich Sie so reden höre, stecke ich danach mit Verlaub gesagt bis zum Hals in der Scheiße. Das war bei der Sache im Cochran-County¹ so wie auch danach bei meinen Abstechern ins Indianerland. Wenn ich jetzt höre, dass ich ans Meer fahren soll, drängt sich in mir der Verdacht auf, dass Sie mich wieder auf irgendeine krumme Geschichte ansetzen wollen.«

Der Gouverneur erhob sich hinter seinem Schreibtisch, stand auf und musterte Jim mit einem Lächeln, das fast schon diabolische Züge aufwies.

¹ Siehe Marshal Crown Band 31

»Eigentlich sind Sie ziemlich undankbar. Da biete ich Ihnen ein paar schöne Tage am Golf von Mexiko an und Sie unterstellen mir solche Dinge.«

»Von wegen schöne Tage und so. Bevor Sie mich auf Staatskosten zum Schwimmen ans Meer schicken, geht eher die Sonne im Süden auf. Also lassen Sie uns nicht mehr um den heißen Brei herumreden. Um was geht es diesmal?«

»Eigentlich nichts Besonderes«, behauptete der Gouverneur.

Jim seufzte erneut. Da war sie wieder, seine düstere Vorahnung. Als der Gouverneur diese Worte das letzte Mal ausgesprochen hatte, schrieb man den 21. Juli 1873, der Tag, an dem Jesse James mit seiner Bande oben in Iowa nahe dem Städtchen Adair seinen ersten Überfall auf eine Eisenbahn verübte, den Zug entgleisen ließ und den Safe und die Passagiere ausplünderte.

»So, so, nichts Besonderes«, wiederholte er deshalb Cokes Worte lapidar.

Der Gouverneur zog für einen Moment die Augenbrauen hoch, redete dann aber weiter, als hätte er Jims Einwand nicht verstanden.

»Es handelt sich bei der Angelegenheit lediglich um die Aufarbeitung einer Auseinandersetzung zwischen rivalisierenden Schmugglerbanden unten am Golf von Mexiko.«

»Ist das alles? Ich meine, seit wann werden US-Marshals eingesetzt, wenn sich irgendwo ein paar Halunken die Köpfe einschlagen? Sind wir überhaupt zuständig, wenn dort unten ein paar Waffen oder Schnaps geschmuggelt werden?«

»Whisky und Schnaps waren gestern, jetzt wird etwas geschmuggelt, das hundertmal wertvoller ist.«

Jim pfiff hörbar durch die Zähne. »Hundertmal mehr, sagen

Sie? Was zum Teufel soll das sein?«

»Opium!«

»Opium? Ich dachte, das Zeug ist nur was für die Chinesen.«

»Das war einmal«, erwiderte Coke mit ernster Stimme. »Inzwischen gibt es auch in New Orleans schon Etablissements, wo man im Hinterzimmer eine Pfeife mit diesem Teufelszeug rauchen kann. Aber im Prinzip haben Sie recht, das Rauschgift ist hauptsächlich bei den Chinesen verbreitet, also in Kalifornien, wo Tausende von ihnen leben, oder beim Eisenbahnbau.«

»Gut, und was haben wir damit zu tun? New Orleans ist Hunderte von Meilen von Austin entfernt und Kalifornien so weit weg wie der Mond.«

»Aber die Eisenbahn nicht«, sagte Coke. »Oben, an der nördlichsten Grenze des Panhandels, kann man fast bis nach Colorado hinüberspucken. Dort gibt es, seit General Palmer und William Strong ihre Schmalspureisenbahnen durch die Rocky Mountains bauen, mehr Chinesen, die bei der Eisenbahn arbeiten, als in den Rockies Berge stehen. Seither wird das Zeug über den Landweg vom Golf von Mexiko quer durch Texas bis in diese Eisenbahnercamps geschmuggelt. Das hat in der Zwischenzeit solche Ausmaße angenommen, dass ich Marshal Alderson damit beauftragt habe, sich dort unten im Golf einmal umzusehen.«

»Okay, und was wollen Sie dann vor mir?«

»Alderson hat sich das letzte Mal vor zwei Wochen telegrafisch aus Baytown gemeldet, angeblich hat sich dort ein Mann namens Jeff Holden eine Art Schmugglerimperium aufgebaut. Seither habe ich jedoch nichts mehr von ihm gehört. Vorgestern erhielt ich vom Town Mayor der Hafenstadt ein

Telegramm, worin er mir mitteilte, das es in Baytown einen Zwischenfall gegeben hat. Im Hafen ist der Lagerschuppen eines Schmugglers abgebrannt und darin hat man vier Leichen gefunden.«

»Ist Alderson dabei?«

Coke zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, sie sind alle bis zur Unkenntlichkeit verbrannt.«

»Also gut«, sagte Jim scheinbar beiläufig. »Dann geben Sie mir die Akte, damit ich sie mir durchlesen kann.«

In Wirklichkeit aber schüttelte es ihn regelrecht.

Vier Tote, ein niedergebrannter Lagerschuppen und ein verschwundener US-Marshal.

Was hatte Coke vorhin behauptet? Nichts Besonderes ...

*

Morgendämmerung am Golf von Mexiko.

Der vom Meer herüberwehende Herbstwind strich sanft durch die engen Straßen und Gassen von Matamoros, der alten, ehrwürdigen Hafenstadt im Norden von Tamaulipas.

Das bleigraue Wasser des Atlantiks rollte in immer wiederkehrenden Wellen durch das Mündungsdelta des Rio Grandes, der hier übergangslos ins Meer floss, klatschte in gleichmäßiger Monotonie gegen die Kaimauern der Hafenanlagen von Matamoros und spritzte über die ausgetretenen Pflastersteine der Uferstraßen.

Trotz der frühen Stunde war dort bereits alles voller Leben.

Schwitzende Tagelöhner eilten im Laufschrift aus den Laderäumen der angedockten Schiffe, hetzten die schwankenden Gangways hinunter und hievten die schweren Kisten und Säcke, die sie auf den Schultern trugen, auf die an den

Piers bereit gestellten Frachtwagen.

Die ersten Bratstände lockten mit gegrilltem oder gekochtem Fisch, hier und da waren verkrüppelte, bettelnde Männer zu sehen, während sich die Straßen nach und nach mit Geschäftsleuten, Matrosen und Hafenarbeitern füllten.

Überall war die Luft mit dem Geruch von Seetang, faulendem Holz und Teer erfüllt, in den sich auch die Ausdünstungen der Arbeiter, Tabakrauch und der Duft von scharfem Essen mischten. In der warmen Morgenluft hing das Ganze wie eine riesige, stinkende Glocke über dem Hafen und ließ so manchen angewidert die Nase rümpfen.

Aber nicht Jeff Holden.

Der Schmugglerkönig saß wie jeden Morgen um diese Zeit auf der Terrasse seines Hauses und frühstückte. Wobei Haus eine Untertreibung war, das Wort Palast wäre zutreffender gewesen.

Das im spanischen Kolonialstil errichtete Gebäude war groß, weiß und mehr als beeindruckend und thronte auf einem Hügel oberhalb von Matamoros inmitten eines weitläufigen Parks mit sauber gestutzten Hecken, Ziersträuchern und Palmen.

Der Ausblick auf die Stadt und den dahinter liegenden Golf von Mexiko war grandios und statt des Gestanks vom Hafens duftete es hier nach Orangenbäumen und mannigfaltigen Blumenrabatten.

Jeff Holden war gerade dabei, sich eine Tasse Kaffee einzuschicken, wartete aber jetzt damit, nachdem er bemerkt hatte, dass sein livrierter Diener auf die Terrasse gekommen war und eilig auf ihn zulief.

»Was gibt's?«, fragte er harsch.

Beim Frühstück gestört zu werden war eines der Dinge, die

Jeff auf den Tod nicht ausstehen konnte.

Der mexikanische Hausangestellte schien das zu wissen, denn er zog augenblicklich den Kopf ein und senkte den Blick.

»Es tut mir leid, dass ich Sie störe, aber Señor Haley und Señor Stover sind jetzt da.«

Holdens mürrisches Gesicht hellte sich augenblicklich auf.

»Sehr gut, bring sie her und dann verschwinde wieder. Wir wollen die nächste Stunde nicht gestört werden. Hast du mich verstanden?«

Der Mexikaner verbeugte sich, während ihm Holden mit einer herrischen Handbewegung zu verstehen gab, das er sich zurückziehen sollte. Dann schenkte er sich einen Kaffee ein, trank einen Schluck und wartete auf die Ankunft der beiden Männer. Zu seiner Zufriedenheit war das schneller der Fall, als er gedacht hatte. Er wollte gerade einen zweiten Schluck aus der Tasse zu nehmen, als sie auch schon auf der Terrasse erschienen.

Will Haley war ein untersetzter, stämmiger Rotschopf, der sich trotz seines Körperumfangs mit einer Schnelligkeit bewegte, die geradezu unheimlich war, Tom Stover dagegen das genaue Gegenteil. Der schwarzhaarige Mann, der mit seinen dunklen Augen und der wettergegerbten Haut fast wie ein Indianer wirkte, war so hager wie ein hungriger Wüstenwolf.

Die beiden Männer, denen man kaum ansah, wie kaltblütig und gefährlich sie in Wirklichkeit waren, standen auf der Rangliste in Holdens Organisation ganz oben. Sie waren sozusagen sein Trumpf-Ass, wenn wieder einmal etwas bei seinen zwielichtigen Geschäften schief gelaufen war.

Sie hatten bis jetzt noch jeden Job zu seiner vollsten Zufrie-

denheit erledigt und er wusste, dass er sich auch diesmal auf die beiden verlassen konnte.

Holden bot ihnen einen Platz am Tisch an und kam dann sofort zur Sache.

»Ihr habt wahrscheinlich schon davon gehört, dass es da vor ein paar Tagen in Baytown, in einem Außenlager von mir, Schwierigkeiten gegeben hat.«

Haley und Stover nickten beinahe gleichzeitig.

»Sicherlich gibt es in meinem Geschäft hin und wieder mal Probleme und es kommt immer wieder vor, dass ich ab und an bei Lieferungen Verluste mit einkalkulieren muss, aber das, was da in Baytown passiert ist, kommt einer Katastrophe gleich. Man hat mich nicht nur überfallen und beraubt, sondern mich auch fast ruiniert. Die gestohlene Ware hatte einen Verkaufswert von über 300.000 Dollar.«

Stover pfiff hörbar durch die Zähne.

»War das Zeug aus Gold?«

»So ungefähr. Dieses Zeug, wie du es nennst, ist Opium. Wegen diesem schwarzen Zeug wurde vor etwa dreißig Jahren sogar Krieg geführt, schließlich erzielt man mit diesem Rauschgift Gewinnspannen von bis zu tausend Prozent. Aber lassen wir das, Fakt ist, das man mir die Lieferung gestohlen hat, obwohl so gut wie niemand wusste, dass ich den Transport über Baytown abwickeln wollte. Das heißt also, wir haben einen Verräter in den eigenen Reihen.

Euer Job ist es nun, diesen Scheißkerl zu finden und die Ware wiederzubeschaffen. Wenn sich erst herumspricht, dass man mich ungestraft beklauen darf, kann ich den Laden gleich dicht machen.

Damit ihr seht, wie wichtig mir das Ganze ist, zahle ich jedem von euch eine Provision von zehn Prozent des Verkaufs-

wertes, wenn ihr mir das Zeug wiederbringt.«

Haley und Stover waren einen Moment lang sprachlos.

Die Summe, die ihnen Holden da in Aussicht stellte, entsprach etwa dem Hundertfachen von dem, was ein normaler Cowboy in einem Jahr verdiente. Für beide war deshalb nicht die Frage, ob sie den Auftrag annahmen, sondern wann sie losreiten sollten.

Holden lächelte zufrieden.

»Ich sehe, wir verstehen uns. Aber bevor ihr euch auf den Weg nach Baytown macht, will ich euch noch ein paar Informationen geben. Ich weiß zum Beispiel, wer einer von diesen Scheißkerlen war, der bei dem Überfall in Baytown mitgemacht hat. Sein Name ist Charles Border, auch Klapperschlangen-Charly genannt. Dieser Hurensohn hat früher einmal sogar für mich gearbeitet.«

*

Die Männer erreichten Baytown vier Tage später.

Will Haley kam von Süden, Tom Stover von Norden her in die Hafenstadt.

Das war etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang. Es dauerte noch nicht einmal bis Mittag, bis sie heraus gefunden hatten, wo sie den Mann, der Klapperschlangen-Charly genannt wurde, finden konnten.

Er besaß am Hafen ein kleines Fischerboot, auf dem er auch wohnte. Angeblich verdiente er seinen Lebensunterhalt mit dem, was er mit seinen Fischernetzen aus dem Meer zog, aber Haley und Stover wussten es besser.

Charles Border, den alle nur Klapperschlangen-Charly nannten, war in Wirklichkeit ein Schmuggler und Plünderer

von gestrandeten Schiffen, der auch hin und wieder für Jeff Holden, ihren Boss, gearbeitet hatte.

Die beiden warteten bis zum Einbruch der Dämmerung und machten sich dann auf den Weg zu Borders Schiff. Zu diesem Zeitpunkt schwamm der Mann, der ihnen die Informationen gegeben hatte, ein mexikanischer Fischer, den die Aussicht auf fünfzig Dollar wie ein Vogel hatte singen lassen, längst mit durchschnittener Kehle den Rio Grande hinab.

Er tauchte zwar draußen bei der Hafeneinfahrt noch einmal auf, aber das bemerkte niemand. Er war bereits zu weit von den Häusern entfernt und außerdem wurde es immer dunkler und so sah keiner, wie er von der Strömung des großen Flusses auf das offene Meer hinausgetragen wurde.

Unterdessen hatten Haley und Stover das Schiff von Border erreicht, das sich als ein offenes Kielboot entpuppte, auf dessen Heck jemand eine Kajüte errichtet hatte, die genauso jämmerlich und baufällig aussah wie das ganze Boot.

Die beiden Männer blieben einen Moment lang stehen und sahen sich aufmerksam nach allen Seiten um. Aber scheinbar wurde in diesem abgelegenen Teil des Hafens, wo das Boot vor Anker lag, um diese Zeit nicht mehr gearbeitet. Weit und breit war niemand zu sehen und die typischen Geräusche, die eine Hafenstadt wie Baytown auch in der Nacht erfüllten, waren weit entfernt und drangen nur leise und undeutlich an ihre Ohren.

Haley und Stover sprangen fast gleichzeitig an Deck und hasteten geduckt auf die Heckkajüte zu.

Von Border war weit und breit nichts zu sehen, auch dann nicht, als sie die schäbige Unterkunft betraten. Die Tür zur Kajüte war nämlich nicht verschlossen, aber das verwunderte die beiden auch nicht. Kein Mensch, der noch Herr seiner Sin-

ne war, hätte auf diesem heruntergekommenen, baufälligen Schiff irgendetwas an Wert vermutet, das einen Einbruch rechtfertigte.

In der Kajüte sah es nicht besser aus als draußen.

Ein Tisch, ein Stuhl, ein Regal mit Kochutensilien und eine rechteckige Kiste oder Truhe, die mit einem bunt bestickten Teppich abgedeckt wahrscheinlich als Sitzgelegenheit diente, waren so ziemlich alles, was es hier an Einrichtungsgegenständen gab. Vervollständigt wurde das ganze lediglich noch von einer verbeulten Petroleumfunzel und zwei auf dem Boden liegenden Decken, die wahrscheinlich den Schlafplatz darstellen sollten.

»Der Vogel scheint wohl ausgeflogen zu sein«, sagte Haley angewidert, nachdem er die Kajüte eingehend betrachtet hatte.

Sein Partner rümpfte ebenfalls die Nase.

Die Luft in der kleinen Kammer war abgestanden und mit dem Gestank von Pisse, Schweiß und kaltem Rauch erfüllt.

»Und jetzt?«

»Warten wir hier auf ihn«, sagte Haley.

»In dem Loch?«, erwiderte Stover angeekelt. »Hier drinnen stinkt es wie in einem Fuchsbau!«

Haley zuckte mit den Schultern. »Hast du eine bessere Idee? Ich habe jedenfalls keine Lust, die ganze Nacht durch die Stadt zu stolpern, um diesen Hurensohn zu suchen. Wir warten hier, irgendwann wird er ja heimkommen.«

Dabei sah er sich nach einer Sitzgelegenheit um, nachdem sein Partner auf dem einzigen Stuhl im Raum bereits Platz genommen hatte.

Sein Blick blieb schließlich auf dem mit dem bunten Teppich abgedeckten Etwas hängen, einer Truhe oder einer Kiste.

Aber egal, was es auch sein mochte, es sah auf jedenfalls stabiler aus als der selbst gezimmerte Tisch und auch weitaus einladender als die Schlafdecken, die einen penetranten Geruch verströmten.

Bevor sich Haley hinsetzte, klopfte er mehrmals mit der flachen Hand auf den Teppich, um festzustellen, ob das Gebilde auch stabil genug war, um nicht unter seinem Gewicht zusammenzubrechen.

Stover grinste. »Glaubst du tatsächlich, dass dich das Ding da aushält?«

»Warum nicht?«

Stovers Grinsen wurde noch um eine Spur breiter.

»Weil das für Menschen zum draufsitzen gemacht wurde und nicht für Büffel wie dich.«

Haleys rundes, fast gutmütig wirkendes Gesicht wurde augenblicklich maskenhaft starr.

So sehr er sich auf Stover bei ihren Aufträgen als Partner verlassen konnte, so sehr hasste er dessen Spitzfindigkeiten über sein Gewicht. Okay, er war mit seinen zweihundertzwanzig Pfund etwas korpulent, aber das gab Stover, der so dürr war, dass er in einem Gewehrlauf baden konnte, noch lange nicht das Recht, sich ständig über seinen Körperbau lustig zu machen.

»Halt die Schnauze«, zischte er deshalb gereizt und trat wütend gegen die Sitzgelegenheit. »Wenn du nicht endlich mit deinen blöden Bemerkungen über ...«

Haley verstummte augenblicklich.

Aus der Kiste unter dem Teppich erklang ein Geräusch, bei dem sich ihm sämtliche Nackenhaare aufstellten. Er kannte es nur zu genau, er war schließlich eine halbe Ewigkeit durch Texas gezogen, bevor er den Job bei Holden angenommen

hatte.

Haley hatte Mühe, nicht laut aufzuschreien, als er mit einem Satz nach hinten sprang.

»Was ist denn mit dir los?«, wollte Stover wissen. »Brennt dir die Hose oder warum hüpfst du hier wie ein Verrückter durch die Gegend?«

»Du Arschloch!«, kreischte Haley. »Hast du das nicht gehört? Da sind Klapperschlangen in dieser Kiste.«

Bevor sein Partner etwas sagen konnte, riss er den Teppich mit einem wilden Ruck zur Seite.

Als Stover sah, was sich darunter verbarg, wurde er so bleich wie eine frisch gekalkte Wand. Die Kiste war in der Tat stabil, aber sie war keineswegs ein Sitzmöbel, sondern ein mit Eisenscharnieren verstärkter Holzkäfig, in dem sich wenigstens ein halbes Dutzend Klapperschlangen tummelten.

»Holy Shit«, keuchte Stover. »Was ist denn das für eine Scheiße?«

»Damit dürfte wohl klar sein, warum Charles Border alle Welt nur Klapperschlangen-Charly nennt«, erwiderte Haley, nachdem er sich wieder etwas beruhigt hatte.

»Und was machen wir jetzt?«

Anstelle einer Antwort spitzte Haley die Lippen und verschloss sie mit seinem Zeigefinger.

Im gleichen Moment hörte auch Stover, wie sich jemand fröhlich pfeifend dem Schiff näherte.

*

Charles Gideon Border, den jedermann am Golf von Mexiko nur Klapperschlangen-Charly nannte, pfiff vergnügt vor sich hin, während er sich seinem Boot näherte.

Der Tag hätte nicht besser verlaufen können.

Vorbei waren alle Zweifel und Ängste, der Entschluss beim Überfall auf Holdens Lagerschuppen mitzumachen hatte sich als wahrer Glücksgriff entpuppt. Der Coup war schnell abgelaufen, es gab keine Zeugen, und wenn bis morgen die Welt nicht unterging, würden er und seine Komplizen in Geld schwimmen.

Er war dementsprechend gut gelaunt, als er an Bord seines Schiffes kam, und piff weiterhin fröhlich vor sich her, als er den Eingang zu seiner Kajüte öffnete und eintrat. Doch in der gleichen Sekunde, in der er sich umdrehte, um hinter sich die Tür zu schließen, war es mit seiner Fröhlichkeit vorbei.

»Guten Abend, Charly«, sagte eine heisere Stimme hinter ihm.

Dann hörte er, wie jemand knackend den Hahn eines Revolvers spannte und sein Pfeifen erstarb mit einem schrillen Misston.

»Wird auch langsam Zeit, dass du wieder nach Hause kommst«, sagte die Stimme. »Wir warten hier schon eine Ewigkeit auf dich.«

Border drehte sich langsam um.

Obwohl das fahle Licht der Hafenslaternen das Innere seiner Kajüte nur schemenhaft ausleuchtete, erkannte er die beiden Männer sofort. Er hatte für ihren Boss mehr als einmal eine Schiffsladung unverzollter Ware an den Hafenbehörden vorbei ins Hinterland geschmuggelt, deshalb war ihm plötzlich auch nicht mehr zum Pfeifen zumute.

Stattdessen hatte er jetzt Angst, höllische Angst.

Seine Augen verengten sich und er begann plötzlich zu schwitzen. Er kannte die Gerüchte, die besagten, dass noch nie jemand eine Unterhaltung mit den beiden überlebt hatte.

Die zwei wurden nicht umsonst auch Pest und Cholera genannt, niemand wusste, wer von ihnen das schlimmere Übel war.

»Was wollt ihr von mir? Bei mir gibt es nichts zu holen, ich hab kein Geld. Ich bin nur ein kleiner Fischer, der davon lebt, was meine Netze hergeben.«

»Du bist nicht nur ein verflucht schlechter Lügner, Charly«, knurrte Stover, »sondern auch ein gottverdammter Dieb und Mörder. Du hast nicht nur mitgeholfen, unseren Boss zu beklauen, sondern du warst auch dabei, als man vier von seinen Männern erschossen hat.«

Charles Border leckte sich nervös über die Lippen. Seine Augen begannen zu funkeln und zu seiner Angst gesellte sich nun auch noch die Wut darüber, dass er ihnen wie ein Anfänger in die Falle gegangen war.

»Damit habe ich nichts zu tun und jetzt verschwindet oder ich rufe um Hilfe. Und eines könnt ihr mir glauben, ich habe hier im Hafen genug Freunde, um euch mehr Schwierigkeiten zu bereiten, als ihr vertragen könnt.«

»Das wirst du nicht«, behauptete Haley. »Ich meine das mit dem um Hilfe rufen. Und weißt du, warum nicht? Weil ich dir jetzt nämlich die Schnauze stopfe.«

Der erste Hieb kam ansatzlos und trieb Border alle Luft aus den Lungen. Dann brach ein wahrer Schlaghagel über ihn herein. Die Schläge waren genauso präzise wie brutal. Haley wusste genau, wo er hinschlagen musste, damit es richtig weh tat.

Als er schließlich keuchend von Border abließ, war dessen Gesicht eine einzige blutende Ruine.

Nun trat Stover auf ihn zu und ergriff das Wort.

»Das war nur ein Vorgeschmack auf das, was dir noch

blüht, wenn du nicht endlich dein Maul aufmachst. Also los, raus mit der Sprache! Wie heißen deine Komplizen und vor allem, wo ist das Zeug, das ihr gestohlen habt?«

Border stöhnte verzweifelt.

»Verdammt, was soll diese Scheiße? Ich weiß wirklich nicht, was ihr von mir wollt.«

Haley trat mit einem wütenden Knurren auf ihn zu und wollte Border mit der Rechten erneut ins Gesicht schlagen, doch Stover stoppte ihn unvermittelt.

»Lass ihn, Will. Der Kerl ist zäher, als ich gedacht habe. Ich glaube, den kannst du nicht so einfach weichklopfen.«

Haley fuhr wütend herum. »Hast du eine Ahnung! Lass mich nur machen und ich garantiere dir, dass ich ihn noch vor Sonnenaufgang zum Reden bringe.«

Stover schüttelte den Kopf. »So lange können wir aber nicht warten«, behauptete er entschieden. »Wenn er wirklich Freunde hier im Hafen hat, könnte das für uns gefährlich werden.«

»Möglich, aber hast du eine bessere Idee, wie wir diesen Scheißkerl zum Reden bringen?«

Stover sagte nichts, stattdessen begann er plötzlich zu grinsen.

»Charly ist doch ein großer Schlangenfreund. Er liebt diese Viecher doch so sehr, dass er sich sogar Schlangenbilder auf die Hände hat tätowieren lassen und welche bei sich wohnen lässt.«

»Auf was willst du hinaus?«, wollte Haley wissen.

Stovers Grinsen wurde noch eine Spur breiter, als er seinem Partner antwortete: »Warum bitten wir dann nicht seine Schlangenfreunde, ihn zu befragen? Vielleicht erzählt er ihnen mehr als uns.«

Stover trat einen Schritt zurück und trat mit voller Wucht gegen den Holzkäfig.

Augenblicklich erfüllte das Zischen und Rasseln der jäh in ihrer Nachtruhe gestörten Klapperschlangen die enge Kajüte.

Border schrie auf.

Er wollte sich aufbäumen, aber er hatte gegen den harten Griff der beiden Killer keine Chance.

Sie zerrten ihn unbarmherzig zu dem Käfig und öffneten den Deckel. Dann packten sie seine Arme und rissen sie mit solch brutaler Gewalt nach hinten, das Border glaubte, man würde sie ihm ausreißen. Um die Schmerzen zu mildern, beugte er sich instinktiv über den Schlangenkäfig, wo sich die Tiere inzwischen mit lautem Zischen aufgerichtet hatten.

Deutlich waren die entblößten Giftzähne und ihre gespaltenen, wild umher zuckenden Zungen zu sehen.

»Nein!«, brüllte Border.

Er begann am ganzen Körper vor Angst zu beben, während die beiden Killer sein Gesicht immer näher in die Reichweite der Giftzähne brachten.

»Hört auf damit, um Gottes willen, bitte hört auf!«, kreischte er mit überschnappender Stimme. »Ich sag euch alles, was ihr wissen wollt!«

»Wo ist das Zeug jetzt, das ihr gestohlen habt?«, fragte Stover fordernd.

»Los, mach dein Maul auf!«, bellte Haley.

Sie gaben Border keine Zeit zum Überlegen, weil sie sich dadurch eine ehrliche Antwort erhofften.

»Ich weiß nicht, wo das Zeug jetzt ist. Ehrlich, das müsst ihr mir glauben. Das hat unser Boss mit den anderen weggebracht.«

»Na gut, dann wollen wir dir das mal glauben«, sagte Sto-

ver.

Dann nickte er seinem Partner zu, worauf die beiden den wie Espenlaub zitternden Border ein Stück weit von dem Schlangenkäfig zurücknahmen.

»Das heißt aber noch lange nicht, das wir mit dir fertig sind. Erst wollen wir noch die Namen der anderen hören, danach kannst du meinetwegen verschwinden.«

»Jack Willcox und Manuel Almadro«, keuchte Border. »Den Namen von unserem Anführer kenne ich nicht, denn kannte keiner. Wir nannten ihn alle nur Boss und von den beiden anderen weiß ich auch nur, dass sie Mike und Billy heißen.«

»Okay und wer hat euch den Tipp gegeben, dass sich ein Überfall an diesem Tag besonders lohnen würde?«

»Das weiß ich nicht!«

»Dann sag uns wenigstens, wo wir deine Komplizen finden können.«

»Aber ...«

»Was aber?«, bellte Stover. »Willst du etwa, das wir deinen Kopf in den Schlangenkäfig stecken, oder willst du, dass wir dich in Ruhe lassen? Überlege es dir gut, aber überlege nicht zu lange. Mein Freund wird nämlich langsam ungeduldig.«

Wie zur Bestätigung seiner Worte packte sein Partner Border im Genick und drückte seinen Kopf so weit nach unten, bis dessen Gesicht den immer aggressiver werdenden Schlangen wieder gefährlich nahe kam.

»Nein! Bitte nicht, ich sag doch schon alles, was ihr wissen wollt.«

»Okay«, knurrte Haley, während er Borders Kopf aus der Gefahrenzone brachte. »Aber wehe, ich habe das Gefühl, du lügst uns an. Dann steck ich deinen Kopf wieder schneller in den Käfig, als du auf drei zählen kannst, verstanden?«

Border nickte rasch. Es war ihm anzusehen, dass er kurz davor war, vor Angst zu sterben.

»Genaueres weiß ich nicht. Ich habe nur mitbekommen, dass Almado, der Mexikaner, irgendwo im Hinterland eine kleine Rancho besitzt und Billy öfter im Fishermens Club, einer Hafenkneipe in der Ocean Road, anzutreffen ist. Er hat dort angeblich eine Freundin.«

»Aha und wie heißt diese Freundin?«

»Sarah, Sarah Paxton. Mehr weiß ich wirklich nicht. Könnt ihr mich bitte jetzt loslassen?«, flehte Border, der wie ein leerer Sack Kartoffeln im Griff seiner Peiniger hing.

»Aber sicher doch, Klapperschlangen-Charly!«, antwortete Stover.

Der beißende Sarkasmus in seiner Stimme wurde Border erst bewusst, als die beiden Killer spontan ihren Griff lockerten und ihm einer von ihnen plötzlich seine Faust in den Rücken stieß.

Border wollte schreien, aber es war zu spät.

Bevor er den Mund öffnen konnte, warf ihn der heimtückische Schlag mit dem Gesicht voraus in die Öffnung des Käfigs.

Einen Atemzug später hatte sich die erste Schlange in seinem Gesicht verbissen.

*

US-Marshal Jim Crown erreichte Baytown um die Mittagszeit. Er hatte bereits ein flaves Gefühl im Magen, noch bevor er den Auftrag angenommen hatte, inzwischen jedoch war es so weit, dass er schon Bauchschmerzen bekam, wenn er nur an die Hafenstadt dachte.

Die Umgebung tat ein Übriges dazu, dass seine Gedanken immer trüber wurden.

Baytown war, von dem imposanten Hafenaufbau und ein paar umliegenden prachtvollen Geschäftshäuser abgesehen, ein schmutziges, heruntergekommenes Hafennest, in dessen Seitengassen sich der Unrat stapelte. In der Luft hing ein beißender Gestank von Fisch, brackigem Wasser, verfaultem Holz und den Ausdünstungen ungewaschener Menschen, und dann war da noch das Wetter, das nicht nur ihm, sondern auch seinem Buckskin zu schaffen machte.

Seit Tagen lastete eine fast unerträglich feuchte, schwülwarmer Luft auf dem Land. Es war unnatürlich heiß und selbst der Wind, der vom Meer her über die Bucht von Baytown wehte, brachte nicht die geringste Abkühlung. Jim, dessen Hemd von dunklen Schweißflecken übersät war, hatte inzwischen das Gefühl, er würde nicht durch Texas reiten, sondern durch eine Waschküche, in der tausend Holzzuber mit Badewasser erhitzt wurden.

Seinem Pferd erging es nicht besser.

Das treue Tier trabte mit gesenktem Kopf voran und wirkte inzwischen eher wie ein altersschwacher Klepper als ein temperamentvoller Buckskin. Crown lenkte sein Pferd an den westlichen Stadtrand, nachdem er dort ein kleines Wäldchen aus Zypressen und Toledo-Bäumen erblickt hatte. Es war bekannt, dass es in der Nähe dieser Bäume meistens etwas kühler war.

Als er dann auch noch unter den Häusern, die man entlang des Wäldchens errichtet hatte, ein Hotel ausmachte, wusste er, dass sein Entschluss richtig war, diese Richtung einzuschlagen.

Kurz darauf zügelte er sein Pferd vor einem unscheinbaren,

zweistöckigen Haus mit angebautem Stall. Neben der Eingangstür hing eine brüchige Schiefertafel, auf die jemand in ungelinken Buchstaben die Worte »Essen, Schlafen« gekritzelt hatte.

Das Ganze sah zwar nicht unbedingt einladend aus, aber der Vorbau wirkte sauber und aufgeräumt und die Vorhänge und Blumengestecke hinter den Fenstern ließen darauf schließen, dass hier eine Frau das Regiment führte.

Jim schlang die Zügel seines Buckskin um den Haltebalken vor dem Haus und trat ein.

Drinne war an der Decke eine kleine Glocke angebracht, sie sofort zu bimmeln anfang, wenn jemand die Tür öffnete.

Als ihm der Geruch von frisch aufgebrühtem Kaffee, Sauer- teigbrötchen und Bratenfleisch entgegenschlug, machte sich sein Magen augenblicklich bemerkbar. Was ihn allerdings auch nicht verwunderte, denn außer dem abgestandenen Wasser aus seiner Feldflasche und ein paar Streifen Trocken- fleisch hatte er heute noch nichts zu sich genommen.

Jim wollte gerade auf das Pult neben der Treppe zugehen, deren mit Teppichstoff ausgelegte Stufen in das Oberge- schoss führten, als sich am Ende des Ganges eine Tür öffnete.

Dann erschien eine Frau, die zwar einen ganzen Kopf klei- ner war als er, aber dafür genauso breit wie hoch. Der Stoff, aus dem das Kleid bestand, das ihre wahrhaft barocken For- men bedeckte, hätte wahrscheinlich ausgereicht, um das ganze Hotel einzupacken. Jim schätzte sie auf Ende vierzig. Sie hatte dunkle, schwarze Haare, die zu einem Zopf zusammen- geflochten waren, der ihr fast bis zur Hüfte hinunter reichte, große, nachtschwarze Augen und einen breiten Mund.

»Hat Sie der Duft meines Bratens angelockt oder wollen Sie ein Zimmer?«, fragte sie, indes sie hinter das Pult ging.

Dabei bewegte sie sich mit einer Behändigkeit, die Jim ihr gar nicht zugetraut hätte. Auch sonst wirkte sie nicht wie die meisten anderen Frauen in ihrem Alter, sie sah weder verhärtet oder verbraucht aus, noch kam sie durch die Last ihrer täglichen Arbeit gebückt daher.

»Beides«, erwiderte Jim mit einem freundlichen Lächeln. »Wobei mir im Moment der Braten lieber wäre. Ich bin so hungrig, ich könnt einen ganzen Büffel verschlingen.«

Das Lachen der Frau war glockenhell.

»Na, dann kommen Sie mal mit ins Speisezimmer. Das mit dem Zimmer können wir auch nachher noch erledigen, nicht dass Sie mir hier noch verhungern.«

Die Frau hatte kaum ausgesprochen, als sie hinter dem Pult hervorhuschte und mit kleinen, aber schnellen Schritten auf die Tür zuschritt, aus der sie kurz zuvor herausgetreten war.

Jim hatte tatsächlich Mühe, ihr zu folgen, als er ihr aber durch die Tür gefolgt war, blieb er trotzdem wie angewurzelt stehen.

Was er in dem dahinterliegenden Raum zu sehen bekam, verschlug ihm für einen Moment doch die Sprache. Das Speisezimmer sah aus wie ein Schiffsmuseum. Die Holzdecke war mit Fischernetzen und eingeflochtenen Muscheln abgehängt, an den Wänden hingen Steuerräder von Dampfschiffen und Windlaternen sorgten für eine anheimelndes Licht. Auch sonst stand, lag oder hing allerlei Krimskrams herum, den man eigentlich nur an Bord eines großen Schiffes finden konnte. Die Sitzkissen der Stühle an den vier grob gezimmerten Holztischen waren in weiß und blau gehalten ebenso wie die Vorhänge an den Bullaugen ähnlichen Fenstern.

»Mein Mann war Schiffskapitän«, sagte die Frau, bevor Jim Fragen stellen konnte. »Er wäre es vielleicht auch heute noch,

wenn sein Herz nicht so schwach gewesen wäre.«

»Oh, das tut mir leid.«

»Danke, aber so ist das nun mal im Leben. Wenn du glaubst, du hast es geschafft, verpasst dir das Schicksal wieder eine, damit es dir ja nicht zu wohl wird. Wir hatten gespart, so viel, dass es in ein paar Jahren für ein Häuschen am Golf gereicht hätte, aber dann bekam Owen, so hieß mein Mann, einen Herzschlag und die Schifffahrtsgesellschaft kündigte mir die Geschäftswohnung. Ich stand von heute auf morgen auf der Straße. Ohne Arbeit, ohne Beruf, Owen wollte nicht, dass ich arbeiten ging. Aber unser Erspartes hätte nicht ewig gereicht, also habe ich damit dieses Haus mitsamt dem Stall gekauft und ein Hotel und Speiserestaurant daraus gemacht. Kochen ist nämlich so ziemlich das Einzige, was ich gelernt habe.«

»Dem Duft Ihres Bratens zu urteilen, können Sie das sogar ziemlich gut. Ich habe selten so etwas Leckeres gerochen.«

Die Frau lächelte. »Danke, ach ja, ich heiße übrigens Elizabeth Mc'Caleb, aber Sie können Lizzy zu mir sagen, so nennen mich alle hier.«

Jim nickte. »Ich heiße Crown, Jim Crown, und danke.«

»Danke für was denn?«

»Für das, was Sie mir da gerade eben alles anvertraut haben. Ich schätze Sie nämlich nicht so ein, dass Sie jedem Gast hier gleich Ihr Herz ausschütten.«

Unvermittelt wurde die Frau ernst.

»Nein, das tue ich tatsächlich nicht. Das mache ich nur bei Menschen, denen ich vertraue.«

»Sie vertrauen mir?«, erwiderte Jim überrascht. »Mir, einem fremden, abgerissenen Reiter, den Sie vor fünf Minuten zum ersten Mal in Ihrem Leben gesehen haben?«

»Ja, weil ich in Ihre Augen gesehen habe. Sie sind ohne jeg-

liches Falsch und Ihr Gesicht ist offen und ehrlich. Außerdem, warum sollte ich einem US-Marshal nicht vertrauen?«

Jim öffnete vor lauter Überraschung den Mund und vergaß für einen Moment tatsächlich zu atmen. So etwas hatte er noch nie erlebt. Austin war Hunderte von Meilen von Baywood entfernt, er war vorher noch nie in dieser Hafenstadt gewesen und trotzdem sagte ihm hier eine völlig fremde Frau auf den Kopf zu, dass er ein US-Marshal war, obwohl er seinen Stern in die Hosentasche gesteckt hatte, weil er hier inkognito nach Marshal Alderson suchen wollte.

Woher zum Teufel also wusste Lizzy das?

Bevor er sie nach dem Warum fragen konnte, kam ihm die Frau zuvor.

»Ich habe es mir angewöhnt, jede Person, die in mein Haus kommt, genau zu betrachten. Ich bilde mir ein, genug Menschenkenntnis zu besitzen, um diese beurteilen zu können. Deshalb weiß ich, dass Sie ein Marshal sind. Sie haben in Ihrer Brusttasche da zwei kleine Löcher, als hätte dort jemand mit einer Nadel in den Stoff gestochen. Aber das war keine Nadel, ich weiß das, weil mein Mann an der Brusttasche seiner Kapitänsjacke auch zwei solche Einstiche hatte. An dieser Stelle hing das Abzeichen von der Schifffahrtsgesellschaft, das ihn als Kapitän auswies. Bei Ihnen wird es wohl ein Stern sein. Da ich den Town Marshal von Baytown persönlich kenne und weiß, dass der Countysheriff ein grauhaariger Endfünfziger ist, nehme ich an, dass Sie ein US-Marshal sind, denn was hätte ein anderer Sternträger hier zu suchen? Er hätte in Baytown keinerlei Befugnisse.«

Jim war perplex. Es dauerte einen Moment, bis er seine Sprache wiederfand.

»Sie haben nicht nur die Augen eines Adlers, sondern auch

eine bemerkenswerte Beobachtungsgabe und besitzen dazu einen messerscharfen Verstand. Obendrein können Sie auch noch gut kochen. Haben Sie noch mehr Überraschungen für mich parat?«

»Vielleicht«, sagte Lizzy vieldeutig. »Aber nun setzen Sie sich erst einmal hin, damit ich Ihnen Ihr Essen bringen kann. Ich kann Ihnen allerdings nur ein Stück Bratenfleisch mit Zwiebelsoße und selbstgebackene Sauerteigbrötchen anbieten. Seit Jeff Holden und seine Männer hier das Sagen haben, kommen kaum noch Gäste. Es lohnt sich deshalb nicht mehr, eine größere Auswahl an Gerichten anzubieten.«

Jim wurde augenblicklich hellhörig.

Hatte nicht der Gouverneur diesen Namen erwähnt, bevor er ihm den Fall übertrug?

Er nahm sich vor, sich nach dem Essen einmal eingehender mit Lizzy zu unterhalten.

Es war dann eine halbe Stunde später, als sich Jim in seinem Stuhl zurücklehnte, den Teller von sich schob, die Backen aufplusterte und sich mit der Rechten über seinen Bauch strich, während er zufrieden schnaufte.

»Boah, was bin ich satt. Das war wohl mit Abstand das beste Stück Bratenfleisch, das ich jemals gegessen habe. Allein die Soße mit den wilden Zwiebeln ...«

Jim schnalzte genüsslich mit der Zunge.

Lizzy Mc'Caleb nahm das Kompliment mit einem dankenden Lächeln entgegen. Aber nur für einen Moment, denn schon mit dem nächsten Atemzug wurde ihr Gesicht ungewöhnlich ernst.

»Danke, aber nun genug des Lobes, kommen wir wieder zum Ernst des Lebens zurück. Darf ich fragen, was ein US-Marshal hier in Baytown sucht?«

Will Haley sah den Rauch zuerst. Es war windstill und er stieg einer schmalen Säule gleich fast kerzengerade in den Mittagshimmel. Haley zügelte sein Pferd auf dem schmalen Karrenweg, der sich schlangengleich ins Hinterland wand, und starrte zu Stover hinüber, während er mit seiner Rechten nach vorne deutete.

»Der Beschreibung nach muss das die Rancho von Almodo sein. Dem Rauch nach zu urteilen hat er sich was gekocht und sitzt jetzt wahrscheinlich gerade beim Fressen.«

Tom Stover nickte. »Gut möglich, so heiß, wie es jetzt schon wieder ist, dürfte er wohl kaum ein Feuer gemacht haben, um sich aufzuwärmen.«

Haley hatte unterdessen seine Wasserflasche aufgeschraubt und nahm einen großen Schluck daraus.

»Wie willst du vorgehen?«

»Einfach hinreiten und um einen Schluck Wasser bitten. Wenn er Fragen stellt, sind wir zwei durstige Männer, die auf der Durchreise sind. Der Greaser kennt uns nicht, also wird er auch keinen Verdacht schöpfen. Wenn wir dann nahe genug an ihm dran sind, verpasst du ihm eine und dann quetschen wir ihn aus.«

»Warum ich?«, fragte Haley unwirsch.

Stovers Antwort war ein fieses Grinsen.

»Ganz einfach, wenn ich ihm eine verpasse, schüttelt er sich wahrscheinlich bloß, während du hingegen mit deiner Masse ...«

»Arschloch!«

Stover lachte gehässig und gab seinem Pferd die Sporen.

Eine halbe Stunde später tauchten vor ihnen die Gebäude

der kleinen Rancho auf. Ein Haupthaus aus Adobelehm, zwei Stallungen und ein eingezäuntes Viereck mit einer kleinen Hütte in der Mitte, in dem etwas mehr als ein Dutzend Hühner gackernd umherliefen und immer wieder irgendwelche Körner aus einer Holzschüssel pickten.

Sie ritten auf den Hof und stiegen aus den Sätteln. Seite an Seite gingen sie auf das Haupthaus zu, während ihre Revolverhände wie gekrümmte Geierschnäbel über den zerschrammten Griffen ihrer 45er Colts schwebten.

Bevor sie die Eingangstür erreichten, schwang diese nach innen auf und ein schnauzbärtiger Mexikaner erschien auf der Schwelle. Mit seinen löchrigen Sandalen, der zerschlissenen Leinenhose und dem verwaschenen Hemd sah er allerdings nicht gerade wie der Besitzer der Rancho aus, sondern eher wie ein Tagelöhner.

»Buenas Dias«, sagte er als Begrüßung und wischte sich mit dem Handrücken die Reste von Spiegeleiern aus den Mundwinkeln.

Stover tippte sich an die Hutkrempe.

»Buenas Dias Señor, hätten Sie für zwei Amigos, die auf der Durchreise sind, vielleicht einen Schluck Wasser übrig?«

Der Mexikaner nickte.

»Si, kommen Sie ruhig herein. Mein Patron ist zwar nicht da, aber ich denke, er hat nichts dagegen, wenn ich zwei durstigen Männer einen Krug Wasser überlasse.«

Stover folgte dem Mexikaner ins Haus, während Haley auf der Türschwelle verharrte.

»Was heißt das, Ihr Patron ist nicht da?«, wollte er wissen. »Ihr Name ist doch Miguel Almado, oder?«

Der Mexikaner grinste belustigt. »Ich, Almado? No Señor, wer hat Ihnen denn das erzählt? Mein Name ist Pablo Bautis-

ta, ich bin nur ein Campesino, der Señor Almadós Felder bestellt und nach dem Vieh sieht. Der Señor ist nach Baytown geritten, er kommt erst morgen oder übermorgen wieder.«

»Das ist jetzt aber blöd für dich!«, sagte Stover.

Dann riss er seinen Colt aus dem Halfter und schoss. Pablo Bautista schrie auf. Er presste beide Hände auf seinen Brustkorb, wo ihn Stovers Kugel getroffen hatte, und taumelte nach hinten.

Stover folgte ihm, den rauchenden Colt in der Faust.

»Du Schwein«, keuchte Bautista und brach in die Knie.

Stover antwortete ihm nicht. Er spannte den Hammer des Colts und schoss ihm, ohne mit der Wimper zu zucken, eine Kugel in den Kopf. Der Mexikaner war auf der Stelle tot.

»Warum hast du ihn erschossen? Er war doch gar nicht unser Mann!«

»Aber er hat uns gesehen«, antwortete Stover lapidar, indes er seinen 45er nachlud.

»Bis nach Baywood sind es zwei Tage, wenn Almadó gesagt hat, dass er morgen oder übermorgen wieder hier sein will, ist er entweder losgeritten oder schon auf halbem Weg. Was meinst du, sollen wir es riskieren, hier auf ihn zu warten, oder willst du ihm entgegen reiten?«

»Weißt du, welchen Weg er nimmt? Nein, also warten wir hier. Den Toten legen wir rüber in einen von den Ställen. Das übernimmst du, ich geh mal zu den Hühnern rüber, wäre doch gelacht, wenn ich da nicht noch ein paar Eier finden würde, die wir uns in der Pfanne anbraten können.«

Stover schnaubte. »Hast du eigentlich noch etwas anderes im Schädel außer Fressen?«

*

Jim lag in dem Zimmer, das ihm Lizzy Mc'Caleb ausgesucht hatte, auf dem Bett und starrte an die Decke. Sie hatten sich nach dem Essen lange unterhalten. Jetzt, im Nachhinein, war er froh, dass er sich seinen Marshalstern nicht angesteckt und gleich nach seiner Ankunft in Baytown den Town-Marshal aufgesucht hatte.

Wenn das stimmte, was ihm Lizzy erzählt hatte, und er sah keinen Grund an ihren Worten zu zweifeln, dann steckte das Gesetz von Baytown mit den Schmugglerbanden unter einer Decke.

Verwundert war er darüber nicht, die Gewinne bei dem Schmuggelgut waren riesig und einhundert Dollar Besteuerungsgeld für eine Organisation, wie sie Jeff Holden führte, ein besseres Trinkgeld, für den Marshal einer kleinen Stadt wie Baytown hingegen ein doppeltes Monatsgehalt. Die Hotelbesitzerin wusste zwar noch von anderen Dingen zu berichten, aber leider nicht das Geringste über Marshal Alderson. Jim beschloss daher, sich am späten Nachmittag in Baytown umzusehen und den einen oder anderen Schnapsladen aufzusuchen, an dem man Informationen erhielt, die nicht für jedermanns Ohren geeignet waren. Die Hotelbesitzerin hatte ihm da einige sehr interessante Tipps gegeben.

Als die Kirchenglocken zur fünften Nachmittagsstunde schlugen, lenkte er seine Schritte zum Hafen. In den engen Gassen wimmelte es von Menschen jeder Hautfarbe und aus allen Herren Länder. Er sah Rote, Gelbe, Schwarze, olivfarbene Mexikaner, blondhaarige, fast weißhäutige Skandinavier, Iren mit feuerroten Haaren und weiße Farmer und Geschäftsleute. Er sah aber auch Gambler, die wie Dandys angezogen waren, hartgesichtige Männer mit tiefgeschnallten Colts und grell geschminkte Frauenzimmer, die leicht bekleidet vor den

Eingängen schmieriger Spelunken herumlungerten und auf zahlungskräftige Kundschaft warteten.

Lizzy Mc'Calebs Beschreibungen waren sehr genau und so erreichte er wenig später den Ersten dieser speziellen Schnapsläden, ohne sich großartig zu verlaufen.

Allein der Anblick der Kaschemme zeigte Jim, das sich hier nur lichtscheues Gesindel einfand.

Ein anständiger Bürger der Stadt war hier wahrscheinlich genau so selten anzutreffen wie ein sechsbeiniger Hund.

Der Laden war eine heruntergekommene, fast quadratische Hütte mit einer grauen, unansehnlichen Fassade, die solche Dinge wie Wasser oder einen neuen Anstrich wahrscheinlich das letzte Mal gesehen hatte, als die Mayflower bei Cape Cod vor Anker gegangen war. Die Fenster waren seit Ewigkeiten nicht mehr geputzt worden und die Scheiben stumpf und fleckig. Aber vielleicht war es auch gewollt, dass man durch sie nicht ins Innere des Hauses blicken konnte.

Jim betrat den Schankraum mit gemischten Gefühlen.

Er kam allerdings keine drei Schritte weit, dann hatte er genug gesehen und drehte sich wieder um. Hier vergeudete er nur seine Zeit. Im Schankraum befanden sich nur zwei Personen, der Wirt der gelangweilt hinter der Theke stand und mit einem Messer den Dreck unter seinen Fingernägeln hervorpulte, und ein Gast, der seine Arme vor sich auf dem Tisch verschränkt hatte, den Kopf darauf gebettet und schnarchte, dass sich die Balken bogen. Es war mehr als unwahrscheinlich, hier irgendwelche Informationen zu erhalten.

Das nächsten beiden Lokale, die Lizzy Mc'Caleb erwähnt hatte, öffneten ihre Pforten erst in zwei Stunden und so machte sich Jim, noch keinen Deut schlauer als zu Beginn seines Weges, schließlich zur letzten Adresse auf, die ihm die Hotel-

besitzerin genannt hatte.

Als er in die Ocean Street, der Hauptstraße, die zum Hafen führte, einbog und das besagte Haus vor sich sah, wusste er instinktiv, dass er hier an der richtigen Adresse war.

Der Fishermans Club war ein großer, zweistöckiger Kasten mit weißgekalkten Wänden, großen Fenstern und einem noch größerem Eingang, der anstelle einer Tür mit einem Vorhang aus bunten Perlen verdeckt war, die jedes Mal leise klirrten, wenn jemand hinein oder hinausging.

Zu beiden Seiten des Eingangs standen hölzerne Aufsteller mit bunten Plakaten, auf denen zu lesen war, dass es hier nicht nur eine gut sortierte Bar, sondern auch Tanzmädchen gab und man Zimmer mieten konnte.

Jim lockerte seinen Colt im Holster, stieß den Perlenvorhang zur Seite und trat ein.

Drinne war es im Gegensatz zu draußen auf der Straße angenehm kühl. Der Laden war trotz der frühen Abendstunde gut besucht, die Gäste entsprachen hauptsächlich dem Namen des Etablissements, Matrosen, Hafenarbeiter, Schiffskapitäne und einfache Fischer. Es gab allerdings auch Farmer aus dem Hinterland und den ein oder anderen hartgesichtigen Hombre, der seinen Lebensunterhalt garantiert nicht mit Kühe hüten oder Fischfang bestritt.

Jim war gerade an die Theke getreten, hatte sich ein Bier bestellt und wollte einen Schluck aus dem Glas nehmen, als ein untersetzter Mexikaner in das Lokal kam und mit weit ausgreifenden Schritten auf den Tresen zueilte.

Hier unten im Süden war es nicht ungewöhnlich, Mexikaner anzutreffen, doch die Art, wie sich dieser Mann benahm, versetzte den US-Marshall augenblicklich in Alarmbereitschaft.

Hier war nicht nur etwas faul, sondern oberfaul.

Die Schweißperlen auf seiner Stirn rührten nicht nur von der Hitze her, der ganze Mann war ein einziges Nervenbündel. An der Theke angekommen bestellte er keinen Drink, sondern schnippte so lange hektisch mit den Fingern, bis einer der Barmänner den Kopf zu ihm hin drehte.

Zufällig war es der gleiche Mann, der Jim einen Moment zuvor ein Bier eingeschenkt hatte und ihm durch die Theke getrennt praktisch gegenüberstand. Der Kleidung nach schien es sich dabei um den Besitzer des Ladens zu handeln oder wenigstens um einen höheren Angestellten. Crown kannte keinen einfachen Barmann, der bei der Arbeit eine Samtweste trug und eine mit einem Diamanten versehene Krawattennadel. Jedenfalls konnte der Marshal deshalb jedes Wort, das die beiden miteinander wechselten, deutlich hören.

»Wo ist Billy?«

»Billy wer?«

»Billy Ryder, frag doch nicht so blöd.«

Der Barmann deutete zum Ende der Theke auf eine Treppe, die in den zweiten Stock führte.

»Oben bei Susan, Zimmer vier, wie immer, wenn er in der Stadt ist. Warum fragst du?«

Der Mexikaner antwortete nicht, sondern rannte zum Ende der Theke und stürmte die Treppe hoch.

Jim setzte sich sofort in Bewegung und folgte ihm.

Er kannte den Mexikaner nicht, er hatte ihn auch noch nie in seinem Leben gesehen, aber sein Bauchgefühl sagte ihm, dass er auf der richtigen Spur war. Sein Bauchgefühl hatte ihn schließlich in all den Jahren als Marshal noch nie getrogen.

Doch der Mann war schnell, während Jim seinen Fuß auf die vorletzte Treppestufe setzte, war er bereits in dem be-

sagten Zimmer verschwunden. Für den Marshal war das dennoch kein Grund zur Sorge. Er wusste aus Erfahrung, dass die Wände in Etablissements wie diesen meistens so dünn waren, dass man im Nachbarzimmer die Flöhe husten hörte.

Wie zur Bestätigung vernahm Jim gleich darauf die schrille Stimme einer Frau, kaum dass er sich neben der Zimmertür postiert hatte.

»Verdammt Billy, kann dein Freund nicht anklopfen, wenn er das Zimmer einer Dame betritt?«

»Halt die Klappe, Susan«, zischte der Mexikaner. »Und jetzt verschwinde, ich habe mit Billy zu reden. Alleine!«

Einen Moment lang blieb es still, dann war wieder die Frau zu hören. Offensichtlich hatten ihr die Worte des Mexikaners für einen Augenblick die Sprache verschlagen.

»Wie redet denn der mit mir? Los Billy, sag doch auch was.«

»Susan hat recht, du hättest wirklich anklopfen können. Ich ...«

»Für solchen Scheiß ist jetzt keine Zeit«, bellte der Mexikaner. »Wir müssen aus Baytown verschwinden, und zwar sofort!«

»Geht's noch?«, schnappte Billy.

Seiner Stimme war deutlich anzuhören, das er noch etwas sagen wollte, aber da hatte Susan bereits das Wort wieder übernommen.

»Verdammt Billy, was geht hier vor? Hast du wieder Mist gebaut, oder was? Jetzt rede schon, ich bin schließlich deine Freundin! Ich habe ein Recht darauf zu erfahren, was hier los ist.«

»Lass sie quatschen und komm jetzt endlich mit«, grollte der Mexikaner. »Holden hat seine Männer losgeschickt, sie suchen uns bereits.«

»Aber ... aber woher wissen sie ...«

»Sie haben Klapperschlangen-Charly vor zwei Tagen einen Besuch abgestattet.«

»Damned, wie sind sie denn auf den gekommen?«

Billy Ryders Stimme klang jetzt alles andere als selbstbewusst. Jim konnte deutlich die Angst darin hören. Einen Augenblick später vernahm er wieder die Stimme des Mexikaners. Sie klang jetzt ebenfalls sichtlich besorgter und von der Frau war gar nichts mehr zu hören.

»Was weiß ich denn, jedenfalls haben sie seinen Kopf in den Käfig gesteckt, in dem er seine verdammten Schlangen aufbewahrt. So wie sein Gesicht ausgesehen haben soll, gehe ich jede Wette ein, dass er vorher gesungen hat.«

»Scheiße«, sagte Billy.

»Aber das ist noch nicht alles, unser Boss hat Informationen, dass ein US-Marshall in der Stadt ist, der ebenfalls nach uns sucht.«

Jim zuckte zusammen.

Woher wusste dieser Mann davon?

Er war doch inkognito nach Baywood gekommen und der Gouverneur hatte weder den Town Mayor noch den Marshall der Hafenstadt über seine Ankunft informiert.

Für Jim wurde es Zeit zu handeln, selbst auf die Gefahr hin, dass danach die halbe Stadt von seiner Anwesenheit wusste.

*

Crown holte aus und trat mit dem rechten Fuß gegen die Tür. Holz splitterte und das Schloss brach unter dem genagelten Stiefelabsatz seines Reitstiefels heraus. Die Tür wurde in das dahinterliegende Zimmer geschleudert. Billy und der Mexikaner wirbelten aus dem Stand herum und griffen fluchend

nach ihren Colts, während Susan einen spitzen Schrei ausstieß und die Arme vor ihren Brüsten verschränkte, um sie zu bedecken, da sie nur von einem fadenscheinigen Unterhemd verhüllt waren, das mehr preisgab, als es verbarg.

»Zieht, ihr feigen Hunde«, bellte Jim, der seinen 45er bereits in der Rechten hielt. »Los, zieht schon, damit ich einen Grund habe, euch eine Kugel in eure dummen Schädel zu jagen.«

Der Mann, den die beiden Billy nannten, nahm die Hände vom Colt, als hätte er sich daran die Finger verbrannt, und riss die Arme jäh nach oben.

Sein mexikanischer Partner jedoch zog trotz der Warnung des Marshals dennoch seinen Colt.

Jim ließ ihm nicht den Hauch einer Chance, seine Gegner waren schließlich zu dritt. Er schoss von der Hüfte aus und erwischte den Mexikaner hoch in der Brust. Der Mann wurde von der Aufprallwucht der Kugel fast aus den Stiefeln gehoben. Er schien einen Moment in der Luft zu schweben, dann flog er rücklings an die hinter ihm liegende Wand, rutschte daran hinunter und blieb schließlich auf dem Fußboden liegen.

Auf den Holzdielen unter seinem Körper bildete sich rasch ein großer Blutfleck, aber das sah Jim schon nicht mehr. Er hatte sich mit einem raschen Schritt mit dem Rücken an die Wand gebracht, sodass er gleichzeitig Zimmer und Tür im Auge behalten konnte.

Das Krachen des Schusses war noch nicht verebbt, als unten im Schankraum bereits laute Stimmen zu hören waren und gleich darauf das Stampfen unzähliger Stiefel auf der ins Obergeschoss führenden Treppe. Er hatte Billy kaum zum Abschnallen seines Waffengurts aufgefordert, als auch schon der erste Mann ins Zimmer stürmte. Es war niemand anderes

als der Barkeeper, der ihm noch vor wenigen Minuten sein Bier eingeschenkt hatte. Er schien zwar unbewaffnet, aber hinter ihm drängelten sich bereits andere. Männer, die Gewehre und Colts in den Händen hielten.

»Wirf den Colt auf den Boden«, herrschte er den Marshal an. »Oder die Jungs da draußen schießen dich in Stücke!«

»Den Teufel werde ich tun«, gab Jim ebenso scharf zurück. »Pfeif deine Jungs besser zurück oder ich lasse euch alle einbuchten, bis ihr schwarz werdet! Ich bin US-Marshal Jim Crown.«

»Du und ein US-Marshal«, rief einer der Männer vor der Tür. »Ha, dann bin ich der Kaiser von China.«

Im Handumdrehen war der ganze Flur vor der Zimmertür mit brüllendem Gelächter erfüllt.

Nur Billy Ryder und Susan lachten nicht und auch der Barkeeper nicht, stattdessen starrten alle drei mit weit aufgerissenen Augen auf das silberne Abzeichen, das Jim mit der Linken aus seiner Hosentasche gefischt hatte.

Der Barkeeper schluckte, starrte noch einmal auf den Marshalstern und dann auf Jim.

»All right, Jungs«, rief er dann über die Schulter. »Es ist alles okay, er ist wirklich ein Staatenmarshal. Ihr könnt wieder gehen, es gibt hier nichts mehr zu sehen.«

Während sich die Männer wieder verzogen, nickte Jim dem Barkeeper anerkennend zu. Für ihn war jetzt klar, dass der Mann tatsächlich der Besitzer des Ladens war.

»Alle Achtung, Sie haben Ihre Jungs ja ganz schön im Griff.«

»Muss ich auch, ohne ein eingespieltes Team könnte ich den Laden zumachen. Sie glauben ja gar nicht, wie sich so manche Matrosen hier aufführen, wenn sie nach einem halben Jahr auf See hierher kommen und den ganzen Schnaps und die

Mädels sehen.«

»Ich kann es mir vorstellen. Ich habe früher einmal Rinder getrieben und glauben Sie mir, Cowboys, die nach einem monatelangen Trail wieder in eine Stadt kommen, benehmen sich nicht besser.«

Der Mann grinste. »Das denke ich mir.«

Dann nickte er Jim zu und begab sich ebenfalls zur Tür.

»Also, ich muss dann auch mal wieder. Wie ich sehe, haben Sie hier alles so weit im Griff. Ich sag dann einem von den Jungs Bescheid, dass er Harris, unseren Marshal, holen soll und den Doc.

Obwohl der Leichenbestatter besser wäre, aber das soll Harris selber entscheiden.«

»Okay, dann vielleicht bis später.«

Nachdem nun alle gegangen waren, wandte sich Jim wieder Susan und ihrem Freund Billy Ryder zu. Die beiden schienen immer noch unter dem Schock der Ereignisse zu stehen. Die Frau war im Gesicht so weiß wie eine frisch gekalkte Wand, während ihr Freund starr und schweigend auf den toten Mexikaner starrte. Susan war es auch schließlich, die als Erste wieder die Sprache fand.

»Was haben Sie jetzt mit uns vor?«

»Mit Ihnen zunächst einmal nichts. So wie ich das vor der Tür eben mitbekommen habe, scheinen Sie keine Ahnung von dem Schlamassel zu haben, in dem Ihr Schatz da steckt. Sie können also gehen, Sie sollten nur die Stadt nicht verlassen, falls ich noch ein paar Fragen an Sie habe.

Ihren Freund aber muss ich mit zum Town Marshal nehmen.«

In derselben Sekunde, in der Jim ausgeredet hatte, wurde Billy aschfahl im Gesicht. Schweiß stand plötzlich auf seiner

Stirn.

»Nein«, keuchte er und schüttelte entschieden den Kopf. »Nicht Harris, da kann ich mir ja gleich eine Kugel in den Kopf jagen.«

»Nun machen Sie mal halblang, schließlich vertritt Harris das Gesetz in dieser Stadt. Was sollten Sie also vor ihm zu befürchten haben?«

»Harris steht auf Holdens Lohnliste«, stieß Billy hervor, dann sprang er auch schon auf Jim zu.

Das Ganze geschah so plötzlich und unerwartet, dass Jim erst reagierte, als es bereits zu spät war.

Ryders Stiefelspitze traf ihn genau zwischen den Beinen. Der Schmerz verwandelte seinen Unterleib fast augenblicklich in eine brennende Fackel.

Jim krümmte sich, rang nach Atem und brach halb gelähmt in die Knie. Vor seinen Augen tanzten bunte Sterne. Erst als er eine Fensterscheibe klirren hörte, zwang er sich, den Oberkörper wieder aufzurichten. Ihm war sterbenselend und er hatte das Gefühl, sich jeden Moment übergeben zu müssen.

Dennoch kämpfte er sich bis zum Fenster vor.

Jim schloss die Augen, atmete ein paar Mal vorsichtig ein und aus, und als er sie wieder öffnete waren die bunten Sterne verschwunden. Im gleichen Moment, in dem er wieder klar sehen konnte und erkannte, dass die Fensterscheibe zerbrochen war, hörte er den Hufschlag.

Er beugte sich über das Fensterbrett und sah, dass Billy seine Not ausgenutzt hatte, aus dem Fenster gesprungen war und sich über dem Vordach des Saloonvorbaus abgerollt hatte, um anschließend auf der Straße zu landen. Jim war klar, dass er diese Fluchtmöglichkeit nicht zum ersten Mal benutzte, denn nur durch den Zwischenstopp auf dem Vordach

konnte man einen Sturz vom Obergeschoss bis zu Straße hinunter mit heilen Knochen überstehen.

Dort war Ryder inzwischen mit einem Pferd in Richtung Stadtausgang unterwegs.

Wütend jagte ihm Crown zwei Kugeln hinterher, von denen eine zu seinem großen Erstaunen auf diese Entfernung hin tatsächlich ihr Ziel gefunden hatte. Der Aufprall der Kugel warf den Flüchtenden zwar nach vorne auf den Pferdehals, aber irgendwie gelang es ihm dennoch im Sattel zu bleiben und davonzureiten.

Jim wusste dass er die Zähne zusammenbeißen musste, auch wenn er sich noch so elendig fühlte.

Ryder wartete bestimmt nicht, bis er den Tritt verdaut hatte.

Er war im Begriff, aus dem Zimmer zu laufen, als sich ihm Susan Paxton in den Weg stellte.

»Was haben Sie getan?«, kreischte die Frau. »Haben Sie meinem Freund etwa in den Rücken geschossen, Sie verdammter Killermarshal?«

»Aus dem Weg!«, erwiderte Crown harsch.

Die Frau nahm die Hände hoch und ging auf den Marshal zu.

»Sie Schwein, dafür kratze ich Ihnen die Augen aus!«

Jim wischte ihre Arme zur Seite und stieß sie auf das Bett, wo sie liegen blieb und ihr Gesicht schluchzend in das Kissen vergrub.

Jim achtete nicht darauf, sondern lief, so schnell es ihm möglich war, den Flur entlang und die Treppe hinunter auf die Straße, wo er sein Pferd vor dem Haltebalken des Fishermans Club angeleint hatte.

*

Der Mond stand einer leuchtenden Sichel gleich am Himmel und überzog das Land mit seinem fahlgelben Licht. Der Wind sang leise in den Büschen am Wegesrand und irgendwo in der Ferne heulte ein Kojote.

Obwohl es bis Mitternacht nicht mehr weit war, lastete immer noch eine drückende Schwüle auf dem weitläufigen Hinterland am Golf von Mexiko. Die unnatürlich warme Luft trieb Jim den Schweiß aus allen Poren und auch seinem Pferd erging es nicht viel besser. Irgendetwas braute sich hier in der Gegend zusammen. Jim war schon viel in Texas herumgekommen, aber so eine seltsame Wetterlage hatte er bislang noch nicht erlebt. Irgendwie schien auch sein Buckskin etwas zu spüren, das treue Tier war seit gestern ungewöhnlich nervös.

Ein leises Schnauben riss ihn jäh aus seinen Überlegungen.

Instinktiv glitt die Hand des Marshals zum Colt, während er den Kopf drehte. Etwa einen Steinwurf weit von ihm entfernt konnte er am Wegesrand die Umrisse eines Pferdes ausmachen. Im fahlen Licht des Mondes war zu sehen, wie das Tier den Kopf gesenkt hatte und an den Blättern eines Strauches knabberte.

Jim sprang aus dem Sattel und ging vorsichtig auf das Tier zu. Was er anfangs nur vermutete, wurde rasch zur Gewissheit, nachdem er nur noch einen Schritt von ihm entfernt war. Das viele Blut auf dem Sattelleder war nicht zu übersehen, das Pferd gehörte niemand anderem als Billy Ryder.

Jim zog seinen Colt und beobachtete das umliegende Land, bis seine Augen zu brennen anfangen.

Dabei lauschte er angestrengt in die Dunkelheit hinein und versuchte die Geräusche der Nacht einander zuzuordnen, so wie es ihm damals Eagleman beigebracht hatte.

So dauerte es nicht lange, bis er glaubte, ein unterdrücktes Stöhnen herauszuhören. Geduckt huschte Crown an dem Pferd vorbei und schob sich Schritt für Schritt auf eine Buschgruppe zu, vor der er den dunklen Schatten einer am Boden liegenden Gestalt ausgemacht hatte. Billys rasselnder Atem war jetzt nicht mehr zu überhören.

Seinem Stöhnen und Fluchen nach hatte es ihn anscheinend ziemlich schwer erwischt. Wie schwer genau erkannte Jim im selbem Moment, als er in der Dunkelheit beinahe über ihn stolperte.

Billy Ryder war am Ende seines Regenbogens angekommen.

Seine Kugel, die ihn von hinten traf, hatte vorne auf seiner Brust ein beinahe Hühnerei großes Austrittsloch hinterlassen. Das ganze Hemd war blutdurchtränkt.

Ryders Gesicht war wachsbleich und es war deutlich zu sehen, dass er von Minute zu Minute schwächer wurde. Als sich Crown zu ihm hinunterbeugte, sah er, dass der Schatten des Todes bereits über seine Augen lag.

»Du verdammter Hurensohn«, keuchte Ryder.

»Du bist selber schuld«, erwiderte Crown emotionslos.

Dann nahm er ihm den Revolver ab. Ryder war viel zu schwach, um sich dagegen zu wehren.

»Du hättest nicht aus dem Fenster springen sollen. Dir muss doch klar gewesen sein, dass ich dich nicht laufen lassen konnte, nicht nach dem Ding, das ihr da in Holdens Lagerhalle abgezogen habt.

Wer war außer dem Mexikaner eigentlich sonst noch daran beteiligt?«

Ryders Lippen bewegten sich kaum, als er dem Marshal antwortete: »Fahr zur Hölle, du Arschloch.«

Crown zuckte mit den Schultern. »Das werde ich, allerdings erst viele Jahre nach dir. Also wenn ich du wäre, würde ich meine Fragen beantworten, allein um dein Gewissen zu erleichtern. Du weißt, dass du nicht mehr lange zu leben hast. Du hast nur noch die Wahl zwischen einer letzten Zigarette oder einem Tritt in die Eier, so wie du ihn mir verpasst hastest. Also entscheide dich! Was soll ich deiner Freundin Susan erzählen, wenn Sie mich fragt, wie du gestorben bist? Wie ein Mann oder wie ein Stück Vieh?«

Der Schwerverletzte drehte den Kopf zur Seite und schwieg einen Moment.

Als er sich wieder umwandte, sah Jim, wie es in seinem Gesicht arbeitete.

»Sie hat mit der ganzen Sache nichts zu tun. Ehrlich, sie wusste von nichts, sie ist ein gutes Mädchen. Wenn du mir versprichst, dass sie keine Schwierigkeiten bekommt, sag ich dir, was du wissen willst. Das ist vielleicht das einzig wirklich Gute in meinem beschissenen Leben, das ich noch tun kann.«

»Wenn sie tatsächlich nichts mit eurem Überfall zu tun hatte, wird sie straffrei ausgehen, das verspreche ich dir.«

»Gut, sage Susan bitte noch, das ich sie wirklich geliebt habe«, erwiderte Ryder stockend.

Crown nickte.

»Dann gib mir eine Zigarette und zünde sie an, ich erzähl dir so lange, was ich weiß.«

Jim tat ihm den Gefallen. Er steckte sich Ryders Colt hinter den Gürtel, schob seinen eigenen ins Holster zurück und zündete ihm eine seiner geliebten mexikanischen Zigarillos an, die er stets bei sich trug. Er wusste, das er dem tödlich getroffenen Mann damit keinen Gefallen tat, sondern sein Sterben sogar noch beschleunigte. Aber ob mit oder ohne den Zigaril-

lo, er würde den Sonnenaufgang nicht mehr erleben. Ryder nahm einen Zug und begann sofort zu husten. Es waren röchelnde Laute, die tief aus seiner blutenden Brust kamen und seinen Körper krümmten. Als der Anfall vorüber war, sah Jim, wie ihm Blut aus dem Mundwinkel lief.

»Scheiße«, sagte Billy Ryder, während sein Gesicht noch bleicher wurde, als es vorher schon war. »Ich schätze, mir bleibt wirklich nicht mehr viel Zeit. Also, was willst du wissen?«

»Alles, und zwar von Anfang an!«

»Okay, vor etwa zwei Wochen kam Klapperschlangen-Charly, ein Schmuggler, der einmal für Holden gearbeitet hatte, zu mir und fragte mich, ob ich mit ihm und ein paar anderen Jungs einen Lagerschuppen überfallen würde, in dem Holden Schmuggelgut versteckt. Zuerst sagte ich nein, Holden ist schließlich so etwas wie der ungekrönte Schmugglerkönig am Golf von Mexiko. Wer den auch nur schief ansieht, bekommt Ärger, und zwar großen Ärger. Aber dann sagte Charly, dass mein Anteil zehntausend Dollar betragen würde. Zehntausend, verstehst du? Weißt du, wie viel Geld das ist? Damit hätten Susan und ich ein neues Leben beginnen können.«

»Das glaube ich dir, aber woher hat Klapperschlangen-Charly gewusst, dass ausgerechnet in diesem Schuppen so viel Beute zu machen ist?«

»Das hat ihm der Boss gesagt, also der Mann, der Charly angeheuert hatte, damit er ein paar Jungs zusammentrommelt, um den Schuppen zu überfallen.«

Jim wurde hellhörig. »Wer ist dieser Boss?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Riley. »Ich hatte den Kerl zuvor noch nie gesehen. Er kommt auch nicht aus dieser Gegend.«

»Wie heißt er?«

»Das weiß ich auch nicht, wir nannten ihn alle nur Boss, selbst Charly.«

»Gut, oder auch nicht gut. Wer war außer eurem Boss und Charly noch alles an dem Überfall beteiligt und wo könnte ich diese Männer jetzt finden?«

»Almado, der Mexikaner, den du bei mir im Zimmer erschossen hast, war einer von ihnen. Ein anderer heißt Jack Willcox und dann ist da noch Mike Ferry. Die beiden sind Schmuggler, die schon lange auf eine Gelegenheit gewartet haben, um Holden eins auszuwischen, weil er ihnen vorge-schrieben hat, was und wie viel sie schmuggeln dürfen. Sie wohnen irgendwo draußen in den Sümpfen westlich von Baytown. Wie lange noch, weiß ich allerdings nicht, nachdem Holden uns scheinbar auf die Spur gekommen ist.«

»Okay, eine letzte Frage noch, wie sieht euer Boss aus?«

»Das weiß ich nicht, ehrlich, er war die ganze Zeit über mas-kiert und trug ständig einen weiten Staubmantel. Er muss aber gut im Futter stehen, so wie der Mantel über seinem Wanst spannte.«

Ein weiterer Hustenanfall schüttelte Ryders Körper.

Er starrte den Marshal aus rot geäderten Augen an und schnaufte wie eine altersschwache Dampflok, die versuchte, die Rocky Mountains zu erklimmen.

»Verdammt, tut das weh. Ich glaube, ich ...«

Ryder verstummte urplötzlich.

Jim sah noch, wie aus beiden Mundwinkeln plötzlich hell-rotes Blut lief und vom Kinn herab auf seinen Hemdkragen tropfte, dann sackte sein Kopf zur Seite. Der Tod kam für Billy Ryder so

plötzlich, dass er nicht einmal mehr die Zeit bekam, einen

zweiten Zug aus der Zigarette zu nehmen.

*

Morgendämmerung in den Sümpfen von Baytown.

Im Osten schimmerte bereits das erste Licht des neuen Tages durch den aufsteigenden Frühnebel. Gähnend lenkte Jim Crown sein Pferd von dem ausgefahrenen Karrenweg, der aus Baytown führte, in das Sumpfgebiet, das sich vor ihm meilenweit gen Norden hin erstreckte.

Er hatte in der Nacht zuvor kein Auge zugetan.

Zuerst hatte er Ryder zurück nach Baytown gebracht, dann nach einem kurzen Disput mit Harris an den Countysheriff ein Telegramm abgeschickt mit der Bitte, dass dieser sich einmal um die Amtsführung des Town Marshals kümmern sollte, und war dann anschließend, nachdem er seinen erschöpften Buckskin im Mietstall gegen ein frisches Pferd eingetauscht hatte, wieder losgeritten, um in den Sümpfen nach Willcox und Ferry zu suchen.

Die Sümpfe waren zwar ein Territorium, das für ihn genauso unbekannt wie gefährlich war, aber wie er von dem Ladenhilfen im Store erfuhr, wo er sich mit Proviant und Munition eingedeckt hatte, gab es am nördlichen Zugang zu den Sümpfen eine Hütte, die einem gewissen Josuah Lawson gehörte, der im Sumpf von der Jagd und dem Fischen lebte und sich dort auskannte wie in seiner eigenen Westentasche.

Die Beschreibungen des Ladenclerks waren ziemlich genau und so hatte Jim keine Schwierigkeiten, die Hütte zu finden. Lawsons Behausung stand oberhalb von einem der unzähligen Wasserläufe, die das Sumpfgebiet einem Spinnennetz gleich durchzogen. Die Hütte war klein und wirkte abgeris-

sen, genauso wie die davorstehende Gestalt. Der Mann, wie Jim beim Näherkommen erkannte, war ein schmalschulteriger Oldtimer, der mit seinen zotteligen Haaren und dem hageren Gesicht, das nur aus einem undurchdringlichem Bartgestrüpp, einer Knollennase und zwei dunklen Augen zu bestehen schien, wie ein zerzauster Waldschrat aussah.

Ein Anblick, der dem Marshal normalerweise ein Schmunzeln entlockt hätte, wäre da nicht das Gewehr gewesen, das er in seinen Händen hielt und dessen Mündung auf seinen Bauch gerichtet war.

»Das ist nah genug, Mister! Entweder Sie sagen, was Sie hier wollen, oder Sie verschwinden wieder.«

»Warum so unfreundlich, Mister Lawson?«

Der Oldtimer spannte knackend den Abzugshahn seines Gewehres.

»Woher kennen Sie meinen Namen? Ich habe Sie hier noch nie gesehen.«

»Der Storegehilfe in Bayton hat mir von Ihnen erzählt.«

Lawson spukte wütend zu Boden.

»Verdammt noch mal, irgendwann dreh ich Sam doch den Kragen um, wenn dieses Waschweib nicht seine Klappe halten kann. Was wollen Sie?«

»Ich suche zwei Männer, die hier im Sumpf leben sollen«, erwiderte Crown.

»Hmm, haben diese Männer auch einen Namen?«, bellte Lawson.

»Jack Willcox und Mike Ferry, kennen Sie die beiden?«

»Sicher, und warum suchen Sie die beiden?«

»Darum!«, sagte Crown und schob mit dem Daumen seine ärmellose Kalbfellweste zurück, damit der Mann den Silberstern auf seiner Hemdbluse sehen konnte.

Lawson zuckte jäh zusammen.

»Holy Shit, ein US-Marshal! Was um Gottes willen haben die beiden denn ausgefressen, dass ein Staatenreiter nach ihnen sucht?«

»Ob sie etwas ausgefressen haben, weiß ich nicht, ich habe lediglich den Auftrag, ihnen ein paar Fragen zu stellen«, sagte Jim ausweichend, denn da er nicht wusste, in was für einem Verhältnis Lawson zu den beiden Männern stand, hielt er es für besser, momentan nicht zu viel von seiner Mission preiszugeben.

»Also was ist, können Sie mir nun sagen, wo ich die beiden finden kann?«

Lawson ließ das Gewehr sinken und nickte. »Hm, kann ich. Aber das wird Ihnen wahrscheinlich nicht viel nützen.«

»Wie meinen Sie das?«

Lawson lachte und deutete zuerst auf Jims Stiefel und dann auf den rostbraunen Fuchs, den Crown im Mietstall in Baytown gegen seinen Buckskin eingetauscht hatte.

»Mister, da, wo Sie hin wollen, ist Sumpf, nicht die Prärie oder irgendwelche befestigten Überlandtrails. Mit einem Pferd kommen Sie hier keine fünfhundert Yards weit und mit ihren Stiefeln erst recht nicht.«

Eine halbe Stunde später, nachdem Jim Lawsons Hütte verlassen hatte, wusste er, dass sich Lawson irrte. Er hatte bereits nach fünfzig Yards Probleme, sich in der Sumpflandschaft zurechtzufinden, und nicht erst nach fünfhundert. Das in der Umgebung wuchernde Schilf und die Feuchtwälder wurden immer dichter, der Pfad, den er ihm beschrieben hatte, immer schmaler und der Boden, auf dem er wandelte, immer morastiger.

Jetzt war er froh, dass er auf Lawsons Rat gehört und seine

hochhackigen Reitstiefel bei ihm gegen ein paar Mokassins eingetauscht hatte.

Nach einer weiteren halben Stunde, er war kurz davor aufzugeben, begann sich das Sumpfdickicht um ihn herum plötzlich zu lichten. Die imposanten Sumpfeichen mit ihrem spanischen Moos, das in langen Strängen herabhing, wurden immer weniger, genauso wie die tief hängenden Zypressen und all die anderen Farne und Pflanzen, die in dieser schwülwarmen Luft prächtig gediehen. Das dichte Blätterdach, das wie ein dunkles Tuch über dem Sumpf hing und die Umgebung in zwielichtiges Dämmerlicht hüllte, wurde mit jedem Schritt, mit dem Jim tiefer in die Morast-Landschaft eindrang, durchlässiger und schon bald war es der hochstehenden Sonne gelungen, den Sumpf in helles Licht zu tauchen.

Doch mit der Sonne kamen auch die nächsten Schwierigkeiten. Die gleißenden Strahlen fielen jetzt direkt auf den verschlammten, wassergetränkten Boden, heizten ihn auf und ließen das Wasser verdampfen und das Atmen zur Qual werden.

Jim war heilfroh, als er sah, dass hinter den immer lichter werdenden Bäumen das Sumpfland zu Ende war und eine sanft geschwungene Anhöhe mit mehreren halbhohen Felsbrocken festes Land ankündigte. Dahinter, so hatte ihm Lawson gesagt, musste sich das Anwesen von Willcox und Ferry befinden. Im gleichen Moment, in dem Jim seine Schritte beschleunigte, hörte er Schüsse krachen.

Zwei Mal erklang das dumpfe Belfern eines großkalibrigen Colts, viermal das helle Peitschen einer Winchester. Einen Atemzug später war noch einmal das Gewehr zu hören, danach herrschte Stille, die nur einmal vom Krächzen eines davonfliegenden Silberreihers durchbrochen wurde.

Als Jim die Anhöhe empor gelaufen war, blieb er stehen und begann erst einmal ruhig und tief zu atmen, um seinen pochenden Herzschlag und den rasenden Puls wieder zu beruhigen. Er musste sich jetzt nicht mehr beeilen, es war bereits alles vorbei. Es gab nichts mehr, was er tun konnte.

Unter ihm, am Fuß der Anhöhe, befand sich ein kleines Anwesen, das aus einer stabil wirkenden Lehmhütte und zwei Stallungen aus Holz bestand.

Vor der Hütte lag ein Mann in einer großen, dunklen Pfütze. Neben dem Kopf sein Hut und deshalb konnte Jim deutlich das faustgroße Loch in seinem Schädel erkennen, um das bereits die ersten Fliegen kreisten. Den zweiten Toten entdeckte er, als er die Hütte betrat. Er lehnte mit dem Rücken an der Wand unter dem Fenster neben der Eingangstür. Auf seinem zerschlissenen Leinenhemd waren in Brusthöhe zwei blutverkrustete Einschusslöcher zu sehen. Crown kannte die Männer nicht, dennoch ahnte er instinktiv, das es sich bei den beiden Toten um niemand anderes als Jack Willcox und Mike Ferry handelte.

Damit hatte sich für ihn der erste Teil seines Auftrages erledigt. Er musste sich nicht mehr auf die Suche nach den Männern machen, die in Baytown Holdens Schmugglerdepot überfallen hatten. Jetzt galt es, deren geheimnisvollen Boss ausfindig zu machen und vor allen Dingen herauszubekommen, wo Marshal Alderson steckte.

Irgendwie hatte Jim das Gefühl, dass er danach nicht nur wusste, wer all die Männer getötet hatte, sondern auch über genügend Beweise verfügte, um Jeff Holden und seine Schmugglerbanden endgültig zu zerschlagen.

*

»Du kannst von Glück sagen, wenn dir Holden nicht den Kopf abreißt, sobald er erfährt, dass wir das Opium nicht gefunden haben.«

»Ich weiß gar nicht, was du willst. Hat er nicht gesagt, wir sollen die Kerle, die ihn überfallen haben, erledigen? Das haben wir doch getan, also wo ist das Problem?«

Stover blieb abrupt stehen und musterte Haley mit einem Blick, als ob er am Verstand seines Partners zweifelte.

»Hast du Sie noch alle? Holden hat auch gesagt, wir sollen ihm das Opium wieder beschaffen. Und was machst du? Du knallst alle, die an dem Überfall beteiligt waren, einfach über den Haufen und jetzt gibt es keinen mehr, der weiß, wo das Zeug versteckt ist. Damit ist nicht nur unsere Prämie futsch, sondern wahrscheinlich auch unser Job bei Holden.«

»Jetzt reg dich mal wieder ab. Keine Sorge, ich regle das mit Holden, ich kenn den Böss schließlich schon ein paar Tage länger als du. Aber jetzt genug gequatscht, wir sollten zusehen, dass wir wieder aus diesem verdammten Sumpf heraus kommen.«

Stover nickte.

Trotzdem ärgerte er sich darüber, dass Haley bisher jeden, der irgendwie mit dem Überfall zu tun hatte, über den Haufen schoss, bevor er sie nach dem Verbleib des Opiums fragen konnte. So wie auch die beiden Männer in der Hütte im Sumpf. Allmählich kam es ihm so vor, als würde es Haley mit Absicht machen. Doch solange sie sich in den Sümpfen befanden, wollte er seine Meinung für sich behalten.

Es war nicht gut in der Situation, in der sie sich momentan befanden, auch noch einen Streit vom

Zaun zu brechen. Der Weg aus den Sümpfen war schon so schwer genug, wahrscheinlich noch beschwerlicher als der

Weg hinein.

Sie mussten nach jedem Schritt anhalten und mit den langen Stöcken, die sie mit sich führten, auf dem Boden vor sich herumstochern, damit sie nicht in einem Morast-Loch versanken. Sie kamen deshalb kaum voran und waren durch die Hitze, die Moskitos und die schwülwarme, feuchte Luft bereits nach der Hälfte ihres Weges ausgebrannt und am Ende ihrer Kräfte.

Ihre ganze Konzentration galt dem Pfad, der vor ihnen lag, und deshalb bemerkte Stover nicht, dass sein Partner, der sich rechts von ihm befand, immer wieder zu ihm hinüberblickte, und sobald er sich wieder konzentrierte, wie tief sein Stock einsank, einen kleinen Schritt auf ihn zukam, wodurch er das Gleiche tat, weil sie vereinbart hatten, sich immer im gleichen Abstand zueinander vorwärtszubewegen.

Stover bemerkte nicht, dass ihn Haley auf diese Weise immer näher an den Morast brachte, während er selbst noch festen Boden unter den Füßen hatte. So gingen sie noch mehrere Yards nebeneinanderher, bis Haley plötzlich den Kopf hob und ihn ansprach.

»Wir müssen einen Schritt weiter rüber, auf meiner Seite sinkt der Stock immer tiefer ein.«

Stover nickte, machte diesen Schritt und verharrte jäh.

Im nächsten Augenblick begann er wie ein Wilder zu fluchen.

»Was zur Hölle ist das jetzt für eine Scheiße?«

Haley sagte nichts, sondern grinste nur, als er sah, das Stover bis über die Knöchel im Morast eingesunken war. Er trat einen Schritt nach hinten und beobachtete, wie sein Partner fluchend versuchte, seine Füße aus dem Schlamm zu ziehen.

Sein Grinsen wurde noch um eine Spur breiter, als er zusah,

wie Stover mit jeder weiteren Bewegung, mit der er versuchte, freizukommen, immer tiefer nach unten gezogen wurde.

Als der Sumpf dann allmählich Stovers Knie umschlang, begann er lauthals zu lachen.

»Hör auf, so blöd zu lachen. Hilf mir lieber!«, keuchte Stover, der, anstatt Ruhe zu bewahren, mit immer hektischer werdenden Bewegungen versuchte freizukommen.

»Das ist schließlich deine Schuld, dass ich hier festhänge. Du hast gesagt, wir müssen hier entlanggehen.«

Haley sagte nichts, sondern lachte weiter.

Obwohl sein Partner langsam aber stetig immer tiefer im Sumpf versank, machte er nicht die geringsten Anstalten, ihm zu helfen. Stattdessen zog er seinen Colt.

»Was willst du denn mit dem Schießseisen?«, fragte Stover schrill.

Die Panik in seiner Stimme war jetzt nicht mehr zu überhören.

»Schnapp dir lieber deinen Stock und streck ihn mir entgegen, damit ich mich daran festhalten kann, während du mich aus dieser Scheiße ziehst.«

»Tut mir leid, Stover«, sagte Haley kalt. »Aber ich fürchte, unsere Wege werden sich jetzt trennen.«

Tom Stover hob den Kopf und starrte seinen Partner aus weit aufgerissenen Augen an. Einen Moment lang begriff er gar nichts, und als die Erkenntnis endlich zu ihm durchdrang, war es längst zu spät. Haley hob den Colt und krümmte den Finger um den Abzug.

Das Projektil durchschlug Stovers Stirn und tötete ihn auf der Stelle. Emotionslos ersetzte Haley die abgeschossene Patrone durch eine neue, während der Sumpf seinen Partner für immer verschlang. Als der Morast über Stovers Kopf zusam-

menschlug, stiegen noch zwei Luftblasen auf, die genauso schnell zerplatzten, wie sie entstanden waren. Danach erinnerte nichts mehr an ihn.

Haley steckte den Colt wieder zurück ins Holster und arbeitete sich dann, ohne noch einmal zurückzusehen, langsam, aber zielstrebig mit dem Stock nach Süden, auf die kleine Lichtung zu, bei der sie ihre Pferde zurückgelassen hatten. Er hoffte, mit ihnen noch vor Anbruch der Dunkelheit in Baytown einzutreffen. Nach wenigen Schritten hatte er seinen Partner, den er seit mehr als zehn Jahren gekannt hatte, bereits vergessen. Jetzt drehte sich sein ganzes Denken nur noch um seine Zukunft. Eine Zukunft in einem anderen Land, mit einem anderen Namen und mit einem anderen Partner an seiner Seite.

Haley musste bei dem Gedanken daran unwillkürlich lächeln.

Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich frei und glücklich.

Sehr glücklich.

Als er die Lichtung mit den Pferden erreicht hatte, war er geradezu euphorisch. Noch in dieser Nacht würde sich sein Lebenstraum erfüllen. Der Verkauf des Opiums war längst in trockenen Tüchern und das Geld befand sich zum größten Teil auch schon auf seinem Konto in New Orleans. Seine Komplizen waren alle tot und sein Partner ebenfalls. Da es nun keine Mitwisser mehr gab, verging mindestens noch eine Woche, bis ihm Holden auf die Schliche kam. Doch bis dahin gab es einen Will Haley nicht mehr, zumindest nicht Texas.

Jedenfalls dachte er das.

*

Als Jim auf dem Rückweg aus den Sümpfen wieder zu Lawsons Hütte kam, wo er sein Pferd und seine Stiefel zurückgelassen hatte, war der Oldtimer gerade dabei, zwei Fische über einem offenen Feuer zu grillen.

»Hunger?«, fragte er nur, während er seine Blicke über Crown schweifen ließ, der mit seinen schlammverschmierten Kleidern und dem vor Anstrengung hochroten Kopf nicht gerade wie ein Gesetzeshüter wirkte, vor dem man eigentlich Respekt haben sollte.

Der Marshal sah auf den Fisch, seufzte und nickte.

»Und wie, ich könnt einen ganzen Büffel verschlingen.«

»Hm, dauert aber noch ein paar Minuten«, sagte Lawson mit Blick auf die Fische.

Dann wandte er sich dem Feuer zu und drehte die Tiere, die er auf zwei zugespitzte Holzstöcke gespießt hatte, auf den Rücken, damit sie von allen Seiten gleichmäßig braun wurden.

»Und, haben Sie die Hütte von Mike und Jack gefunden?«

»Ja, Ihre Wegbeschreibung war sehr hilfreich.«

»Freut mich, konnten die beiden Ihre Fragen beantworten?«

»Nein, denn jemand hat sie, kurz bevor ich ihre Hütte erreichte, erschossen.«

Lawson zuckte zusammen und ließ beinahe einen der Fische fallen.

»Heilige Scheiße! Wissen Sie, wer der Dreckskerl war?«

»Leider nein, den Spuren nach waren es zwei. Sie sind anschließend Richtung Osten verschwunden. Deshalb bin ich ihnen auch nicht weiter gefolgt, sondern gleich hierhergekommen. Mit einem Pferd stehen meine Chancen besser, die Kerle doch noch zu erwischen.«

»Hm«, machte Lawson, indes er die Stöcke mit den Fischen

vom Feuer nahm und einen davon dem Marshal reichte.

»Hier, ist zwar kein Büffel, aber ich hoffe, Sie werden trotzdem satt. Und ich hoffe, es schmeckt Ihnen, ich habe die Fische nach einem alten Cayunrezept mit Kräutern und Pfefferschoten zubereitet, so schmecken sie nicht so stark nach dem brackigen Sumpfwasser.«

Jim nickte dankend und schnitt sich mit seinem Messer ein mundgerechtes Stück von dem Fisch ab.

»Hm«, machte Lawson wieder, während er mit vollen Backen kaute.

So oft, wie er diesen Ausdruck benutzte, schien es sein Lieblingswort zu sein, dachte Jim noch, als er es erneut verwendete.

»Hm, nach Osten sind die Kerle also verschwunden. Also wenn ich mich nicht irre, benutzen sie den alten Schmugglerpfad, um nach Baytown zu kommen.«

»Wie kommen Sie darauf, dass die beiden nach Baytown wollen?«

Lawson legte den Kopf etwas schief und kraulte sich den Bart.

»Wohin sollen sie sonst? Außer Baytown gibt es hier auf über hundert Meilen in der Runde keine größere Stadt. Nur zwei kleine Cayunsiedlungen, aber die werden ihnen nichts nützen. Dort gibt es keinen Postkutschenverkehr, kein Telegrafenamt, keinen Laden, um Proviant oder Munition zu kaufen, ja nicht einmal einen Saloon. Da wohnen nur eine Handvoll Indianer, die von dem leben, was der Sumpf hergibt, und die Fremden gegenüber ziemlich misstrauisch sind.«

»Gut, dann werde ich mich nach dem Essen gleich auf den Weg machen.«

Lawson zeigte mit einer Fischgräte, die er sich gerade aus

den Zähnen gepuhlt hatte, auf den Marshal und grinste.

»Vorher würde ich mich an Ihrer Stelle aber zuerst einmal gründlich waschen. So dreckig, wie Sie aussehen, wird man Sie in Baytown eher für einen Tramp halten und Sie eher wegen Landstreicherei einbuchten, anstatt Ihnen zu helfen.«

Als Jim an sich hinunter sah, stellte er fest, dass Lawson recht hatte. Er sah wirklich wie jemand aus, der sich im Dreck gewälzt hatte. Er ging deshalb, nachdem er gegessen hatte, hinter das Haus zu dem Wasserlauf, den auch Lawson nutzte, und wusch sich gründlich. Nachdem er dann seine Kleider mit einer Wurzelbürste auf Vordermann gebracht hatte, sagte er zu Lawson nach einem abschätzendem Blick: »So, ich denke, jetzt sehe ich wieder einigermaßen anständig aus.«

Kurz darauf verabschiedete sich Jim von dem Oldtimer, drückte ihm zum Dank für das Essen und all die anderen Gefälligkeiten, die Lawson für ihn erledigt hatte, ein paar Münzen in die Hand und machte sich dann auf den Weg nach Baytown.

Es war bereits dunkel, als er in die Stadt kam, trotzdem führte ihn sein erster Weg in den Mietstall, in dem er seinen Buckskin zurückgelassen hatte. Der Fuchs, den ihm der Mietstallbesitzer überlassen hatte, damit sich sein Reittier von den Strapazen der letzten Tage wieder erholen konnte, war zwar ein gutes Pferd, hatte aber längst nicht die Klasse seines Buckskins. Außerdem war dieser mehr als nur ein Pferd für ihn, sondern seit mehr als vier Jahren auch ein verlässlicher Partner, der ihn mit seiner Kraft und seiner Ausdauer schon mehrmals aus der Patsche geholfen hatte. Obwohl es bereits kurz vor neun Uhr war, brannte im Mietstall noch immer Licht.

Jim wusste, dass der Besitzer, ein wortkarger schottischer

Schmied namens Connor Macallen, allein lebte und sich im Mietstall in einem kleinen Anbau häuslich eingerichtet hatte. Deshalb war er auch zu dieser nächtlichen Zeit noch erreichbar.

Jim musste nur klopfen, denn mit Einbruch der Dunkelheit schloss der Macallen den Stall immer ab. Er musste in der Tat nicht lange warten, bis ihm der hünenhafte Rotschopf öffnete. Mit einem anerkennenden Pfiff übernahm der Schmied das Pferd und führte es in eine Box.

»Der Fuchs sieht ja aus, als hätten Sie ihn in Pflege gegeben und nicht geritten. Aber ich hab ja schon an Ihrem Buckskin gesehen, dass sie was von Pferden verstehen. Schade, dass es nicht mehr Leute wie Sie gibt, die so respektvoll mit meinen Tieren umgehen.«

»Das Kompliment gebe ich gerne zurück. Es ist lange her, dass ich ein so feines Pferd wie diesen Fuchs in einem Mietstall übernommen habe.«

»Bleiben Sie noch länger in der Stadt?«, fragte Connor, während er das Pferd absattelte.

»Kommt drauf an, ein paar Tage sicher schon noch. Warum fragen Sie?«

»Es kommt ein Unwetter auf, und zwar ein gewaltiges. Ich mach morgen Mittag meinen Laden dicht und zieh mit den Pferden ins Landesinnere und Ihnen würde ich dasselbe empfehlen.«

»Danke für den Hinweis, aber ich bleibe hier. Ich bin schon mit ganz anderen Schwierigkeiten fertig geworden.«

Sorgenfalten legten sich auf die Stirn des Mietstallbesitzers, als er Crown antwortete: »Schon möglich, aber das, was da in den nächsten Tagen auf Baytown zukommt, ist ein anderes Kaliber. Wenn Sie hierbleiben, bekommen Sie es mit etwas zu

tun, das unbesiegbar ist und durch nichts aufzuhalten.«

»Meinen Sie den Sturm, der sich da seit vorgestern hier in der Gegend zusammenbraut?«

»Das ist kein Sturm«, sagte der Schmied düster. »Da kommt ein ausgewachsener Hurrikan auf uns zu und glauben Sie mir, wenn der Baytown erreicht, steht hernach hier kein Stein mehr auf dem anderen.«

»Übertreiben Sie da nicht ein bisschen?«

»Mister, ich war über sechs Jahre auf See und betreibe den Mietstall hier auch schon seit fast zwanzig Jahren, ich kenn mich mit dem Wetter am Meer aus. Ich weiß, wie es aussieht, wenn ein Sturm heraufzieht. Aber diesmal ist alles anders. Diese drückende, unheimliche Schwüle, die Windstille und das ständige Wetterleuchten draußen auf dem Meer, nein, das alles verheißt nichts Gutes. Selbst die Tiere merken, das hier was nicht stimmt, ich hab meine Pferde selten so nervös erlebt wie in den letzten beiden Tagen.«

Jim wurde nachdenklich.

Je mehr Anzeichen ihm der Schmied schilderte, umso mehr schenkte er seinen Worten glauben. Er selbst hatte lange genug in Texas gelebt, er wusste um die Vorzeichen eines solchen Unwetters. Jetzt, wo der Schmied es erwähnte, erinnerte er sich wieder daran, das auch sein Buckskin die letzten Tage von einer seltsamen Unruhe befallen war.

»Sie könnten recht haben«, sagte er deshalb. »Wissen Sie was, ich lass mir das noch einmal durch den Kopf gehen. Ich komm aber auf jeden Fall morgen früh wegen meinem Pferd noch einmal bei Ihnen vorbei.«

*

Die Dunkelheit hatte sich wie ein schwarzes Tuch über Baytown gelegt.

Je näher Jim dem Hotel von Lizzy Mc'Caleb kam und damit seinem Zimmer, umso nachdenklicher wurde er. Die warnenden Worte des Schmieds gingen ihm einfach nicht mehr aus dem Kopf. Deshalb hörte er auch nur mit halbem Ohr zu, was ihm Lizzy erzählte, während sie ihm in der Rezeption den Zimmerschlüssel aushändigte. Er nickte stumm, als sie ihm noch eine Gute Nacht wünschte, und registrierte beiläufig, dass im Speiseraum nur noch ein einziger Gast saß. Ein älterer, ziemlich beleibter Mann, mit dem sich Lizzy gut zu verstehen schien. Jedenfalls flötete sie mit zuckersüßer Stimme, dass sie gleich wieder zu ihm an den Tisch kommen würde, während sich Jim todmüde die Treppe hoch schleppte, die ins Obergeschoss zu den Zimmern führte.

Drinne schloss er dann hinter sich die Tür ab, ließ den Schlüssel aber stecken und zog sich aus. Dann ging er ins Bett. Die Strapazen in den Sümpfen und der Umstand, dass er seit gestern kaum ein Auge zugemacht hatte, forderten inzwischen vehement ihren Tribut und so dauerte es keine fünf Minuten, bis ihm die Augen zufielen.

Doch sein Schlaf war nur von kurzer Dauer.

Ein stetes, dumpfes, immer lauter werdendes Geräusch sorgte dafür, das er schon bald darauf wieder wach wurde. Als er die Augen aufschlug, fühlte er sich wie gerädert. Er hatte das Gefühl, kaum geschlafen zu haben, und ein Blick aus dem Fenster zeigte ihm, ohne den Kopf groß aus dem Kissen zu heben, dass es draußen immer noch stockdunkel war. Mit einem Fluch drehte er sich auf die andere Seite und versuchte wieder einzuschlafen,

Aber es ging nicht.

Irgendetwas polterte und klapperte in einer solchen Lautstärke direkt vor seinem Fenster, dass an Schlafen nicht mehr zu denken war. Jim fluchte erneut und wälzte sich aus dem Bett. Schlaftrunken schlurfte er zum Fenster und öffnete es, um nach dem Grund des Geräusches zu sehen, das ihn geweckt hatte.

Der Windstoß, der ihn danach traf, machte ihn schlagartig wach.

Jim hatte es nur seiner Reaktion zu verdanken, dass ihm der Wind nicht das Fenster aus der Hand riss und es gegen die danebenliegende Wand donnerte, wodurch die Fensterscheibe durch die Wucht des Aufpralls garantiert in tausend Scherben zersplittert wäre.

Er musste einige Kraft aufwenden, um das Fenster wieder zu schließen. Als er dann aus dem Fenster blickte, sah er auch den Grund des Poltern und Klapperns. Der Wind hatte den Fensterladen an der rechten Seite aus der oberen Verankerung gerissen und schmetterte ihn immer wieder gegen die dahinterliegende Hauswand. Aber er bemerkte noch etwas anderes, etwas, das ihn immer mehr beunruhigte, je länger er aus dem Fenster starrte.

Immer wieder zuckten draußen am dunklen Himmel schwefelgelbe Lichter auf. Der laue Sommerwind, der mit den Abendstunden regelmäßig vom Meer her über das Land an der Küste strich, entwickelte sich allmählich zu einem ausgewachsenen Sturm, und trotz der nächtlichen Stunde war es noch immer drückend schwül und unnatürlich warm. Macallans Warnungen kamen ihm wieder in den Sinn und plötzlich hatte er das dumpfe Gefühl, dass der Schmied mit seiner Hurrikan-Warnung nicht übertrieben hatte.

Je länger er darüber nachdachte, umso weniger verspürte er

Lust, wieder so einfach ins Bett zurückzugehen, als sei nichts geschehen. Er hatte, bevor er zum Marshal wurde, als Cowboy oben im Norden schon einige Blizzards erlebt und wusste um die elementare Wucht der Naturkräfte. Er schauderte unwillkürlich, als er sich an einen seiner damaligen Sattelpartner erinnerte, der nach solch einem Sturm behauptet hatte, ein Blizzard sei im Gegensatz zu einem Hurrikan nur ein laues Lüftchen.

Im gleichen Moment knallte der lose Fensterladen mit solcher Wucht gegen den Fensterrahmen, dass die Scheiben klirrten.

Crown wandte sich ab, fuhr in seine Kleider und stopfte in Windeseile seine wenigen Habseligkeiten in seine Satteltaschen. Dann schnappte er sich seine Winchester, die neben dem Nachttisch an der Wand lehnte, und verließ sein Zimmer.

Du musst zum Mietstall, zu deinem Pferd, durchzuckte es ihn, während er die Treppe hinunter ging. Er passierte die Rezeption und steuerte auf die Haustür zu, die um diese Zeit verschlossen war. Aber das war für ihn als Hotelgast kein Problem, da sich mit seinem Zimmerschlüssel auch die Eingangstür öffnen ließ. Er war gerade dabei, seinen Schlüssel ins Schloss zu stecken, als er hinter sich im Speiseraum zwei Menschen reden hörte.

Es waren nicht die Stimmen, die ihn mitten in der Bewegung jäh verharren ließen, es war der Wortlaut der Unterhaltung, der seinen Pulsschlag unvermittelt in die Höhe trieb.

»Mein Gott, Will, ich kann es immer noch nicht glauben. Einhunderttausend Dollar! So viel Geld habe ich in meinem ganzen Leben noch nie gesehen. Gehört das alles jetzt wirklich uns?«, sagte Lizzy Mc'Caleb, deren Stimme ihm nur allzu

vertraut war.

»Ja, mein Schatz, und das ist gerade einmal ein Drittel von dem, was uns die Chinesen bezahlt haben. Der Rest ist bereits auf unserem Konto in New Orleans eingegangen. Wenn wir heute also nach Sonnenaufgang in die Morgenkutsche einsteigen und nach Louisiana fahren, beginnt für uns ein neues Leben«, sagte eine sonore Männerstimme.

Crown legte seine Satteltaschen vorsichtig auf dem Boden ab und huschte zur Eingangstür des Speiseraums, der einen Spalt weit offen stand. Eigentlich wollte er seinen Buckskin aus dem Mietstall holen und im Landesinnern das Unwetter abwarten, wie es ihm der Schmied geraten hatte.

Doch nachdem hier die Rede von dreihunderttausend Dollar war und von irgendwelchen Chinesen, war der Sturm nur noch nebensächlich. Genau um diese Dinge ging es nämlich auch in seinem Auftrag, der ihn hierher an die Küste von Texas verschlagen hatte.

Am Eingang zum Speiseraum angelangt riskierte er einen kurzen Blick ins Innere.

Dort, im Schein zweier Petroleumlampen, saß ein korpulenter, älterer Mann am Tisch gleich hinter der Tür und stopfte gerade bündelweise Geldscheine in eine große, mit buntem Teppichstoff bespannte Reisetasche, die neben ihm auf einem Stuhl lag. Der Mann, es war jener, den Lizzy noch am gestrigen Abend so angeschmachtet hatte, hielt plötzlich in seinem Tun inne und sah die Hotelbesitzerin mit glühenden Augen an.

»Sei so gut, Darling, bring mir bitte ein Glas Wasser. Von dem ganzen Geld nachzählen habe ich einen richtig trockenen Hals bekommen.«

»Natürlich«, hörte Jim die Frau flöten und sah, wie sie un-

verzüglich in die angrenzende Küche rauschte.

»Danke, Schatz«, rief ihr der Mann hinterher und begann erneut die Dollarbündel in die Reisetasche zu stopfen.

Jim vermochte später nicht mehr zu sagen, warum der Mann plötzlich erstarrte und den Kopf hob. Er hatte weder einen Laut von sich gegeben noch sich zu weit hinter der Tür vorgewagt, dennoch schien der Mann instinktiv zu spüren, dass beobachtet wurde. Ein Instinkt, den eigentlich nur Männer besaßen, die in der Wildnis aufgewachsen waren, oder Verbrecher, die ihr Leben auf der Flucht zubrachten. Anhand des Wortwechsels, den er mit Lizzy geführt hatte, zählte der Mann für Jim eindeutig zu letzterem Personenkreis.

Dass er mit seiner Annahme richtig lag, sah er an dem kurzen Zucken der Schulter und an der Art, wie seine Hand zur Hüfte glitt. Aber bevor er nach seinem Colt greifen konnte, stieß Jim die Tür zum Speiseraum auf und richtete den Lauf seiner Winchester auf den Mann.

»Finger weg vom Colt oder ich schieße!«

»Was soll das?«, blaffte sein Gegenüber.

»Mein Name ist Crown, US-Marshal Crown und ich will verdammt sein, wenn Sie nicht an dem Überfall auf Jeff Holdens Schmugglerversteck beteiligt waren, um die Beute an die Chinesen zu verkaufen. Es hat in dieser Sache schon genug Tote gegeben, also lassen Sie die Finger vom Colt, sonst gehören Sie auch dazu.«

Bevor ihm der Mann antworten konnte, hörte der Marshal neben sich eine glockenhelle Stimme, die er nur allzu gut kannte. »Tut mir leid, Jim, aber es muss sein.«

Als er sich umdrehte, sah er eine riesige Bratpfanne auf sich zurasen. Ein stechender Schmerz, der sich von der Schläfe aus blitzartig in seinem ganzen Kopf ausbreitete, war dann das

Letzte, was er wahrnahm, bevor ihn nichts als tiefste Schwärze umgab.

*

Das Erwachen war grausam.

Sein Kopf dröhnte, als würden ein paar Bürgerkriegsveteranen noch einmal den Artilleriebeschuss von Fort Sumter unter seiner Schädeldecke auferstehen lassen, sein Hals war trocken und rau und seine Zunge schien sich in eine ungewaschene Socke verwandelt zu haben. Sein Magen hob und senkte sich mit jeder Bewegung, und als er versuchte, sich aufzurichten, musste er sich erst einmal übergeben.

Danach ging es ihm etwas besser, aber nur etwas.

»Tut mir leid, Jim, du bist zwar ein feiner Kerl, aber ich werde mir meinen Lebenstraum nicht zerstören lassen, auch von dir nicht.«

Als Jim den Kopf hob und in das Gesicht von Lizzy Mc'Caleb sah, in dem sich Trauer, Wut und Entschlossenheit gleichermaßen widerspiegelten, sagte er nur ein einziges Wort.

»Warum?«

»Frag nicht, du würdest es sowieso nicht verstehen. Das kann nur jemand verstehen, der sein Leben lang gearbeitet hat und plötzlich, als er zu alt ist, um noch einmal von vorne anzufangen, vom Schicksal in den Hintern getreten wird und jetzt vor dem Nichts steht.«

»Ach und deshalb machst du mit einem Killer gemeinsame Sache? Das hätte ich nicht von dir gedacht, Lizzy.«

»Was hätte ich denn tun sollen? Seit Jeff Holden das Kommando in Baytown übernommen hat, müssen alle Geschäftsleute eine sogenannte Schutzsteuer an ihn zahlen. Wer es

nicht macht, bekommt plötzlich keine Ware mehr, er wird zusammenschlagen oder man zündet sein Haus an. Diese Schutzsteuer ist so hoch, dass mir zum Schluss nicht einmal genug zum Leben geblieben ist. Mir wäre nichts anderes übrig geblieben als das Hotel an Holden für ein Trinkgeld zu verkaufen und von hier wegzuziehen. Dann traf ich auf Will. Er ist kein schlechter Mensch, Holden hat ihn genauso drangsaliert wie mich. Während er mit jedem Auftrag immer reicher geworden ist, hat er Will und die anderen stets klein gehalten. Will hat sich mit diesem Opiumgeschäft nur das geholt, was ihm nach all den Jahren, in denen er für ihn seine Haut riskierte, verdammt noch mal zustand.«

Bevor Lizzy weiterreden konnte, trat Will Haley auf den Marshal zu.

Obwohl Crown immer noch sichtlich benommen am Boden lag, richtete Haley die Mündung seines Colts auf seinen Oberkörper.

»Ich bin mehr als zehn Jahre lang für Holden geritten und wissen Sie, was es mir eingebracht hat? Ein Pferd, ein Sattel, hundert Dollar in der Brieftasche und Rheuma vom ständigen Übernachten im Freien. Wenn ich nicht mehr funktioniert hätte, wäre ich von Holden mit einer Kugel entsorgt worden. Ich weiß einfach zu viel über seine schmutzigen Deals.«

»Wie schrecklich«, erwiderte Jim sarkastisch. »Und deshalb haben Sie erst vier von seinen Männern erschossen, und nachdem Sie das Opium zu Geld gemacht hatten, auch noch Ihre Komplizen erledigt.«

»Sparen dir deinen Sarkasmus«, fauchte Lizzy. »Glaubst du vielleicht, nur weil du einen Stern trägst, macht das dich und deinesgleichen besser? Da muss ich dich leider enttäuschen. Allein wären wir gar nicht auf diese Idee gekommen, es war

einer von euch Marshals, der den Plan ausgeheckt hat.«

Jim wurde augenblicklich hellhörig. »Was willst du damit sagen?«

Haley lachte zynisch, bevor er Crown antwortete: »Dass einer deiner ach so gesetzestreuen und ehrbaren Freunde seine Pensionskasse aufbessern wollte und deshalb an uns herangetreten ist.«

»Alderson?«, erwiderte Jim bestürzt.

»Yeah, wir wären ein tolles Team gewesen, wenn nicht vor dem Überfall sein Herz aufgehört hätte zu schlagen. Deshalb musste ich das Ganze übernehmen, obwohl ich gern im Hintergrund geblieben wäre. Aber jetzt genug geredet, wir müssen noch einiges vorbereiten, bevor wir in die Morgenkutsche nach Louisiana einsteigen.«

»Das heißt, Sie knallen mich jetzt genauso über den Haufen wie Ihre Komplizen?«

»Nein«, sagte Haley mit einem tiefen Seufzer. »Lizzy hat anscheinend einen Narren an Ihnen gefressen, sie hat offenbar etwas dagegen, dass ich Sie erschieße. Und da ich meiner zukünftigen Frau nicht gerne widerspreche, lasse ich Sie am Leben.

Das soll aber nicht heißen, dass ich Sie gehen lasse. Sie werden jetzt aufstehen und mich in den Keller begleiten, wo ich Sie mit Ihren Handschellen an einen Holzbalken fesseln werde.«

Jim schluckte und plötzlich stand ihm der Schweiß auf der Stirn. Im Keller an einen Holzbalken gefesselt zu werden, womöglich tagelang ohne Wasser und Nahrung, war ein noch schrecklicherer Tod als durch eine schnelle Kugel. Jim hatte wenig Hoffnung, dass man ihn dort in den nächsten Tagen entdecken würde.

Haleys nächste Worte bestätigten ihn in seinen Befürchtungen.

»Aber keine Angst, Sie werden dort unten nicht allein sein. Alderson wird Ihnen Gesellschaft leisten. Wir haben ihn in den Keller gelegt, nachdem er plötzlich einen Herzschlag bekam.«

Haley trat vor und trat Crown mit dem Stiefel in die Rippen.

»Los, stehen Sie auf, damit wir es hinter uns bringen. Die Kutsche wartet nämlich nicht auf uns.«

Haley spannte den Abzug seines 45ers und starrte mit bösem, erwartungsvollem Blick auf Jim herab. Als Jim keine Anstalten machte aufzustehen, wurde sein Blick noch unheilverkündender.

»Verdamnte Scheiße, bewegen Sie sich endlich, oder ich ...«

Was Haley sonst noch sagen wollte, blieb für immer sein Geheimnis.

*

Der erste Windstoß riss die Eingangstür von Lizzys Hotel mit brachialer Gewalt aus den Angeln und schleuderte sie quer durch den Eingangsbereich. Im selben Moment platzten überall im Haus die Fensterscheiben und die Scherben zischten wie gezackte Todesboten durch das Erdgeschoss.

Geistesgegenwärtig rollte sich Jim mehrmals um die eigene Achse, bis er unter einem der Tische zum Liegen kam. Keine Sekunde zu spät, denn an der Stelle, an der er sich noch vor wenigen Augenblicken befunden hatte, steckten jetzt mehrere, zum Teil fingerlange Glassplitter im Holz des Fußbodens. Jim warf den Tisch um und machte sich hinter der Tischplatte

so klein, wie es nur ging, um dem nächsten Windstoß so wenig wie möglich Angriffsfläche zu bieten.

Und der kam auch schon mit dem nächsten Atemzug.

Jim sah, wie der nachtschwarze Himmel von einem seltsamen grüngelben Leuchten durchzogen wurde, dann begann die Luft zu knistern und im selben Moment war in der Ferne ein durchdringender Heulton zu hören. Dann entwurzelte der zweite Windstoß direkt vor seinen Augen eine weitausladende Zypresse, die im Vorhof neben der Eingangstür stand. Es klang wie ein Kanonenschuss, als der Wind den schenkelstarken Stamm auseinanderplatzen ließ.

Kreisendes Heulen erfüllte die Luft und Jim hob die Hände schützend über den Kopf, während ihm das Inventar des Speiseraums um die Ohren flog.

Er hörte noch, wie jemand in seiner unmittelbaren Nähe zu brüllen anfang, dann schien die Welt um ihn herum nur noch aus umherfliegenden Dachziegeln, Steinen und berstendem Holz zu bestehen, das draußen gegen die Wände des Hotels und der umliegenden Häuser prasselte.

Der Hurrikan endete schließlich so abrupt, wie er begonnen hatte.

Im gleichen Augenblick, als alles vorüber war, hatte Jim ein Gefühl absoluter Stille in seinem Kopf, so gewaltig hatte das Toben des Sturms auf seine Ohren gedrückt. Es dauerte drei, vier Sekunden, ehe er sich aufrichtete.

Als er sich umsah, bot sich ihm ein grauenvoller Anblick.

Unter den Trümmern, mit dem der Boden des Speiseraums fast kniehoch übersät war, zeichneten sich die Umrisse zweier Menschen ab. Obwohl Crown nur eine Hand und ein Hosenbein erkennen konnte, wusste er genau, um wen es sich dabei handelte.

Jim trat einen Schritt vor und begann zuerst die Trümmer über der Hand beiseitezuräumen. Er wusste, dass diese Hand zu Lizzy gehörte, dennoch zuckte er zusammen, als er ihren Körper freigelegt hatte.

Lizzy Mc'Caleb lag auf dem Rücken. Ihre Augen waren unnatürlich weit aufgerissen. Ihre Hände umklammerten den handtellergroßen Rest einer Fensterscheibe, der aus ihrer Kehle ragte. Will Haley, ihm gehörte das Hosenbein, lag neben ihr unter einer Tischplatte begraben. Den Spuren nach zu urteilen hatte sie der Sturm Haley mit voller Wucht gegen den Nacken geschmettert und ihm dabei das Genick gebrochen. Aber es war nicht nur der Sturm, der die beiden das Leben gekostet hatte, es war auch ihre Gier. Die vielen Geldscheine in ihren Händen und Taschen zeigten dem Marshal deutlich auf, dass beide der Naturgewalt getrotzt hatten, und statt sich in Sicherheit zu bringen, lieber so viel wie möglich von den im Wind umherwirbelnden Geldscheinen einzufangen.

Wenn er Haleys Worten Glauben schenken durfte, lagen doch zwei Drittel ihrer Beute sicher bei einer Bank in New Orleans. Zweihunderttausend Dollar, eine Summe, für die der Durchschnittstexaner fast 500 Jahre lang arbeiten musste, und dennoch hatten sie ihr Leben für einige wenige Dollarnoten weggegeben.

Crown konnte nur noch den Kopf schütteln.

Inzwischen wurden auf den Straßen Stimmen laut. Der Marshal kämpfte sich durch das Trümmerfeld des Speiseraums nach draußen und blieb dort einen Moment lang fassungslos stehen.

Der eigentliche Sturm hatte höchstens zehn Minuten gedauert, dennoch war jetzt in Baytown nichts mehr so, wie es ein-

mal war. Der Hurrikan hatte die Vorderfront der meisten Häuser einfach weggerissen, manche Gebäude gar dem Erdboden gleich gemacht. Die Häuser in Hafennähe schien es am schlimmsten getroffen zu haben. Von den meisten waren nur noch die steinernen Grundmauern übrig, die Straßen dort knietief mit zersplittertem Holz, Lehmziegeln, zerbrochenen Türen und Fenstern und haufenweise zerstörten Möbeln und Haushaltsgegenständen bedeckt.

Dort war auch das Schreien der Verletzten und das Stöhnen der Sterbenden lauter als anderswo.

Doch Jim sah auch andere Dinge.

Menschen, die aus ihren zerstörten Häusern taumelten und ungeachtet der eigenen Verluste damit begannen, Trümmerstücke wegzuräumen, zwei Männer, die trotz blutender Schrammen im Gesicht und Blut auf der Stirn wie selbstverständlich eine alte Frau unter dem Schutt hervorzogen und sich um ihre Verletzungen kümmerten, Frauen, die ihre Röcke in Streifen rissen, um damit Wunden zu versorgen und zu verbinden.

Ein Anblick, der Jim zeigte, dass Baytown eine Zukunft hatte.

Genau genommen hatte der Sturm trotz all der Zerstörung, die er angerichtet hatte, auch eine reinigende Wirkung, dachte Jim. Der Sumpf des Verbrechens war in dieser Stadt für lange Zeit ausgetrocknet.

Dann lief er los und reihte sich in die Schlange der Helfenden ein.

*

Als US-Marshal Jim Crown zwei Tage danach über die

Hauptstraße von Baytown schritt, um bei Macallen seinen Buckskin wieder abzuholen, war man überall in der Stadt dabei, die Trümmer des Infernos, das über Baytown hereingebrochen war, zu beseitigen.

Macallen, der Schmied, war, wie er inzwischen wusste, gestern mit seinen Pferden aus dem Landesinnern zurückgekommen. Er war gerade dabei, einen letzten Nagel in das Holz des neu errichteten Viehcorrals zu hämmern, als Jim um die Ecke kam.

Connor Macallen ließ den Hammer zu Boden fallen und kam mit großen Schritten auf den Marshal zu. Ein flüchtiges Lächeln huschte dabei über das Gesicht des ansonsten wortkargen Schotten.

»Sie wollen sicher Ihr Pferd abholen.«

Jim nickte. »Auch, aber vor allem möchte ich mich dafür bedanken, dass Sie meinen Buckskin in Sicherheit gebracht haben. Dieses Inferno hätte er wahrscheinlich nicht überlebt.«

»Keine Ursache, es ist schließlich mein Job, mich um die Tiere zu kümmern.«

»Trotzdem nochmal danke.«

Die beiden Männer redeten noch eine Zeitlang miteinander, dann verabschiedete sich Jim und schwang sich in den Sattel.

Sein Auftrag war offiziell erledigt, das Geld, das die Chinesen für das Opium bezahlt hatten, sichergestellt, die Verantwortlichen des Überfalls und der Ermordung aller Mitwisser tot und das Schicksal von Marshal Alderson geklärt.

Dennoch blieb in Jim ein bitterer Beigeschmack zurück.

Für ihn würde der Auftrag erst dann erledigt sein, wenn man auch Jeff Holden zur Verantwortung gezogen hatte. Aber der Schmugglerkönig war in seinem mexikanischen Domizil in Matamoros für die amerikanischen Behörden nicht

greifbar.

»Aber was nicht ist, kann ja noch werden«, sagte Jim laut und entschlossen, als er in die Hügel hinter Baytown eintauchte.

Der Gedanke an Mary Ann, die er schon eine gefühlte Ewigkeit nicht mehr in den Armen gehalten hatte, ließ den bitteren Beigeschmack mit jeder Meile, mit der er sich ihr näherte, mehr und mehr verblassen.

ENDE

Er war zwischen Ojo Bravo und Tascosa so bekannt wie ein bunter Hund, der rote Wagen, mit dem William Brady, der Sheriff des Oldham Countys, in allen Ecken seines Bezirks Verbrecher einsammelte, um sie in die Countyhauptstadt zu bringen, wo sie vor Gericht gestellt wurden.

So auch an jenem Montag im April.

Aber dieses Mal war alles anders. Die Mescaleros waren auf dem Kriegspfad und kein normaler Mann in ganz Ojo Bravo war bereit, Brady zu begleiten, um irgendwelche Halunken in die Hauptstadt zu bringen.

Dann kam US-Marshal Jim Crown in die Stadt, mit einem steckbrieflich gesuchten Mörder im Schlepptau.

Mehr wollen wir an dieser Stelle nicht verraten.

MARSHAL CROWN Band 52 trägt den Titel

Der rote Wagen

Demnächst hier im Geisterspiegel